



Illustrierte Monatschrift

im Anschluß an die Lyoner Wochenschrift des Vereins der Glaubensverbreitung.

Mro. 3.

„Die katholischen Missionen“ erscheinen allmonatlich, zwei bis drei Quartbogen stark, und können durch jede Buchhandlung bezogen werden. Preis per Jahrgang \$ 1.75 postfrei.

März 1884.

Inhalt: Santorin. — Der Untergang der Huronen. — Scenen aus dem Kriege in Tongking. — Nachrichten aus den Missionen: China; Vorderindien; Westafrika; Westindien; Aus verschiedenen Missionen. — Für Missionszwecke.

Santorin.

1. Entstehung der Inselgruppe von Santorin.

Die entsetzlichen Vulkanausbrüche in der Sundastraße, welche wir in der Januar-Nummer beschrieben, erinnern an die Entstehung und gewaltsame Umgestaltung Santorins, einer uns viel näher liegenden Inselgruppe, von welcher wir unsern Lesern in den folgenden Zeilen erzählen wollen.

Santorin, vor Alters Thera genannt, ist die südlichste größere Insel der zu Griechenland gehörenden Cykladengruppe. Ihren Ursprung verdankt sie unstreitig vorgeschichtlicher vulkanischer Thätigkeit. Damals erhob sich in der Mitte des weiten Beckens, welches heutzutage Santorin von Therasia trennt, aus dem Meeresgrund ein feuerpeiender Berg, der sanft aus den Wellen aufsteigend in einer etwa 700 Meter hohen Spitze endigte. Dieser Vulkan erhielt, seiner Gestalt wegen, den Namen „die runde Insel“. Eine etwa 7 bis 14 Meter mächtige Aschen- und Bimssteinschicht bedeckte das ganze Eiland. Später jedoch stürzte der Krater ein und riß das nördliche wie das südwestliche Ufer mit sich in die Tiefe des Meeres. Als Reste blieben westlich die Insel Therasia, und östlich die größere, sichelförmige Thera, das heutige Santorin, übrig. Zwischen beiden Inseln wogte fortan das Meer.

Die vulkanische Thätigkeit war aber keineswegs erloschen. Von Zeit zu Zeit bildeten sich zwischen Thera und Therasia neue Eruptionskegel. So im Jahre 198 v. Chr., und in den Jahren des Heils 1573 und 1707—1709. Die neuentstandenen Eilande hießen Paläo-, Mikro- und Neo-Kaimeni oder „die alte, kleine und neue Verbrannte“.

Über den Ausbruch des Jahres 1707 besitzen wir eine aus-

führliche Beschreibung P. Tarillons S. J., der im Anfange des 18. Jahrhunderts als Missionär auf Santorin weilte, und da dieselbe nicht ohne Interesse ist, wollen wir sie in ihren Hauptzügen mittheilen. Am 18. Mai 1707 vernahm man heftige Erdstöße. Tags darauf bemerkten Schiffer zwischen Alt- und Klein-Kaimeni einen Gegenstand im Meere, den sie für das Wrack eines gestrandeten Schiffes hielten. Gute Beute erwartend, steuerten sie geradenwegs darauf los. Allein man denke sich ihre Überraschung, als sie statt der vermeintlichen Schiffstrümmer zwei bis dahin nie gesehene Felsen fanden. Schnell verbreitete sich die seltene Neuigkeit über Santorin und erfüllte die ganze Bevölkerung mit Schrecken; denn die alten Überlieferungen ließen sie einen neuen entsetzlichen Vulkanausbruch befürchten. Als man aber drei Tage lang umsonst auf die schreckliche Katastrophe gewartet hatte, legte sich die Angst, und muthige Schiffer wagten sogar einen Besuch auf dem verhängnißvollen Eilande. Wie festgemauert lagen die Felsen vor ihnen; das erfüllte sie mit Muth, und sie landeten. Das Gestein war stellenweise so weiß wie Weizenbrod. An den Wänden hingen in großer Menge frische Austern, und da diese zu Santorin eine Seltenheit waren, sammelten sie einen guten Vorrath. Da plötzlich beginnt der Boden unter den Füßen der Austernsammler zu wanken und zu schwanken. Eilends springen sie in ihr Fahrzeug und rudern mit der Hast der Verzweiflung fort von dem trügerischen Strande, während sich hinter den fliehenden drohend Felsen aus dem Meere erheben.

Zwei Monate später gesellte sich eine neue, diesmal schwarze Steinmasse hinzu. Außerdem entquoll eine dicke Rauchsäule dem Meere. Die Geburt von Neu-Kaimeni war in ein weiteres

Stadium getreten. Angsterfüllt erkannte man auf Santorin diese Wendung zum Schlimmern. Ohne Unterlaß spähten die Inselbewohner von ihren Bergen aus auf das Meer. In der Nacht vom 19. auf den 20. Juli sah man diese schwarze Steinmasse erglühen. Neue Felsen erhoben sich aus der rothgelben Meeresfluth; bald waren es vereinzelte Gruppen, bald gewaltige Gebilde, welche die ersteren verschlangen, während die umliegenden Inseln in ihren Grundfesten erschüttert wurden. Allein das war nur der Anfang der kommenden Höllenarbeit. Am 31. Juli erhob sich plötzlich ein fürchterliches Getöse. Das Meer zischte und schleuderte zornig todte Fische in die Luft; die haushoch heranbrausenden Wogen schienen die Bewohner der benachbarten Inseln zu begraben. Dann ließ es sich nur mehr dumpf aus der Tiefe vernehmen, wie wenn schwere Felsblöcke in einen Abgrund stürzten. Der Rauch drängte sich mit solcher Heftigkeit durch den Krater hinaus, daß er trotz des starken Windes fast senkrecht emporjagte. — Da ertönte plötzlich ein mächtiges, weithinschallendes Donnergekrach — ein zweites, drittes folgten. Glühende Lavamasse rang sich aus hundert verschiedenen Öffnungen hervor. Der Vulkan ächzte und stöhnte. Er selbst schien die Wuthausbrüche nicht länger ertragen zu können. Wie aus einem gewaltigen Herzenfessel schossen Feuergarben und Feuerraketen zum Himmel empor. Ein furchtbar-schönes Schauspiel! Die vulkanische Thätigkeit schien den Höhepunkt erreicht zu haben. Die beiden Inseln verschmolzen in eine einzige. Neo-Kaimeni oder die neue Brandinsel war in's Dasein getreten.

Um nicht zu oft dasselbe zu wiederholen, sei hier bemerkt, daß die Thätigkeit des Vulkanes mit mehr oder weniger Unterbrechung, mit größerer oder geringerer Stärke bis Ende 1711, also über vier volle Jahre, andauerte. Der 14. September brachte ein letztes furchtbares Unwetter. Innerhalb zweier Stunden folgten sich sieben Ausbrüche. Felsblöcke von sieben Meter Dicke wurden wohl 2000 Schritt weit in's Meer geschleudert. Aus drei Seitenöffnungen schoß die glühende Lava hervor, welche ihren Schlangenweg noch weithin im Meere roth, grün und gelb kennzeichnete. Die Insel, die nunmehr eine Höhe von 130 Meter erreicht hatte, machte durch die vielen aufgethürmten Steinblöcke den Eindruck eines türkischen Kirchhofes. Die Öffnung des Hauptkraters maß etwa sieben bis zehn Meter. So beschreibt P. Tarillon die Vulkanausbrüche Santorins zu Anfang des 18. Jahrhunderts.

Auch unser Jahrhundert erblickte vor noch nicht gar langer Zeit die Bildung neuer Inseln in dem Meeresbecken zwischen Therasia und Santorin. Das Jahr 1866 brachte fast die nämlichen Auftritte, welche wir soeben beschrieben. Neo-Kaimeni ward von der Gewalt der Stöße ganz zerklüftet und begann zu sinken, während etwas weiter östlich neue Inseltheile zu Tage traten. In einem Zeitraume von 14 Tagen hatten diese bereits eine Höhe von mehr als 50 Meter bei einem Umfange von nahezu 300 Meter. Neben dieser neuen Insel, die den Namen Georgios erhielt, tauchte bald eine zweite auf, nach dem Schiffe der Beobachtungscommission Aphroessa genannt; dieser folgte am 10. März eine dritte, der man den Namen des österreichischen Kanonenbootes Reka beilegte. Der Georgiosvulkan setzte sich bald mit Neo-Kaimeni in Verbindung und brachte dessen scheinbar erloschenen Vulkan zu neuer Thätigkeit. Endlich trat auch Reka dem Bunde bei. Neo-Kaimeni hatte ein neues Vorgebirge erhalten. Auch diesmal erfolgten die Feuerausbrüche mit solcher Heftigkeit, daß man

sich nur durch die schnelligste Flucht retten konnte. Ein in der Nähe vor Anker liegendes Schiff wurde durch die feurigen Geschosse in Brand gesteckt, der Kapitän getödtet und mehrere Matrosen verwundet.

Sind diese furchtbar-prächtigen Naturereignisse nicht wohl geeignet, uns die Macht und Größe des Werkmeisters bewundern zu lassen, der „die Erde durch seinen bloßen Anblick erbeben macht“, „vor dessen Antlitze die Berge wie Wachs zerschmelzen“, und „auf dessen Geheiß sie auf- und niedersteigen an den Platz, den er ihnen zugewiesen“? Zugleich sind sie aber auch ein Mahnruf des Allerhöchsten, ein schwaches Vorbild jenes Tages, an dem die Erde und der Himmel in ihren Grundfesten erschüttert werden, und das Zeichen des Menschensohnes in den Wolken des Himmels erscheinen wird.

2. Land, Leute und Hierarchie.

Den Schreckenstagen der Ausbrüche der „Neuen Verbrannten“ sollten Tage der Freude für Santorin folgen. Das neue Eiland erwies sich als wahres Himmelsgeschenk. Von nun an hatte Santorin einen Ankerplatz und einen Hafen selbst für größere Schiffe. Noch mehr — Santorin hatte einen Badeort eigenthümlicher Art erhalten — nicht für arme Kranke, welche Linderung ihrer Schmerzen suchten, sondern für Kriegsschiffe, deren Kupferhaut das mit Eisentheilen geschwängerte Meerwasser von Rost und Schmutz reinigte.

Die Fremden, welche Santorin besuchen, landen in der Nähe von Thera. Auf einem zickzackförmigen Fußpfad besteigt man die steilabfallenden Uferwände der Insel. Die kleine Anstrengung, welche das Erklimmen des Hügels fordert, wird aber auf der Höhe von Thera reichlich belohnt. Blickt man nach Westen, so sieht man die im Meere zerstreut liegenden Vulkane. Blickt man nach Osten, so erhebt sich die Insel Santorin gleich einem Amphitheater aus dem Meere. Doch noch mehr fesselt die nächste Umgebung, die geschmackvoll gebauten Häuser und weiterhin der grüne Teppich der Weinberge. Noch entzückender ist der Anblick der Insel von ihrer höchsten Erhebung, dem südlich gelegenen Eliasberge. Vor sich sieht man eine große weiße Fläche. Schlangenförmig durchziehen dieselbe schwarze Linien. Die einzelnen Felder sind mit lauter kleinen grünen Punkten besät. Die Ortschaften gleichen Schwalbennestern, welche an Felswänden hängen. Bei näherer Untersuchung lösen sich die schwarzen Linien auf als Steinmauern, aus glänzend schwarzem Obsidian, auch wohl rothen vulkanischen Schlacken, welche die Weinberge umgeben oder die Wege einfassen, während die grünen Punkte die Weinberge selbst sind.

Der Flecken Thera, den der Besucher von der Rhede aus zuerst erreicht, bietet den Katholiken sehr viel Anziehendes. Sofort erkennt man, daß man unter Glaubensgenossen weilt.

Thera ist Sitz eines lateinischen Bischofes, dessen Diözese Santorin und die nördlich gelegene Insel Nio umfaßt. In kirchlicher Beziehung ist sie dem Erzbischofe von Naxos unterworfen. Die Einwohner von Santorin sind theils Nachkommen jener Kretenser, welche durch die Muhammedaner vertrieben, hier eine Zufluchtsstätte fanden, theils Albanesen, Slaven u. s. f. Die Gesamtbevölkerung beträgt 15 000—16 000 Einwohner, fast alle schismatisch. Die 400 Katholiken der Insel leben in der Nähe ihres Bischofes. Es macht den Eindruck, als bildeten sie nur eine einzige große Familie; sie zeichnen sich vorthellhaft vor den andern Bewohnern aus. „Bei den Schismatikern

bleibt das Christenthum auf ein unvollständig gemachtes Kreuzzeichen, dessen Bedeutung sie nicht einmal wissen, auf einige angewöhnte Kopferneigungen und das lärmende Getöse der Glocken beschränkt.“ Die Wähler sind bemüht, dem Volke Glauben und Rationalität für Gines und Dasselbe zu erklären. Wer katholisch wird, hört nach ihrer Meinung auf, Grieche zu sein. So wird gegen die Katholiken gehetzt, was diese freilich nicht abhält, ihre Religion offen zu bekennen und auszuüben. Besucht man die verschiedenen Häuser, so erkennt man gleich beim Eintritte, ob die Mutter eine katholische Erziehung genossen oder nicht. Das ist die Frucht der demüthigen Töchter des hl. Vincentius, welche auf diesem vulkanischen Gestade seit einigen Jahrzehnten der Erziehung der Töchter obliegen. Besucht man die Kirchen, so wird man täglich eine verhältnißmäßig große Anzahl der Gläubigen bei der heiligen Messe finden. Diese Frömmigkeit ist weithin bekannt. „Santorinote“ bezeichnet in Griechenland wie in Kleinasien einen frommen Katholiken. Das ist die Frucht der Arbeiten der Missionäre, welche seit Jahrhunderten auf dieser Insel thätig sind.

Es ist nicht uninteressant, einen Blick in die Geschichte der Kirche von Santorin zu werfen, welche seit den ältesten Zeiten kämpfen und streiten mußte, aber aus dem Kampfe siegreich hervorging. Die Kirche von Santorin ist fast so alt, wie jene von Griechenland. Der katholische Glaube mußte somit schon in den ersten christlichen Zeiten hier Wurzeln geschlagen haben. Ununterbrochen folgte Bischof auf Bischof bis zum beklagenswerthen griechischen Schisma. Damals blieben etwa 1000 Katholiken dem päpstlichen Stuhle getreu — eine kleine Heerde inmitten reißender Wölfe — aber nicht ohne Hirten. Durch die große Fürsorge der römischen Päpste geschah es, daß alsbald ein lateinischer Bischof die Leitung der Getreuen übernahm. Fortan hatte Santorin zwei Bischöfe — einen rechtgläubigen und einen schismatischen. Ersterer residirte zu Skaro, letzterer zu Pyrgos. Unter den folgenden Päpsten war es besonders Paul V., welcher sich der katholischen Inselbewohner annahm. Er war der erste, welcher den Plan verwirklichte, Männer, deren Beruf das Apostolat ist, nach Santorin zu senden, um wider den Unglauben und das Schisma zu kämpfen und die kleine Schaar Katholiken gegen die Angriffe der Muhammedaner und Griechen zu schützen. Papst Paul V. erwählte hierzu die Jesuiten.

3. Jesuiten auf Santorin. Das Dominikanerinnenkloster.

Die erste blühende Niederlassung der Gesellschaft Jesu im griechischen Archipel befand sich auf Skio und bestand aus etwa zwölf Missionären, welche auf der Insel selbst geboren waren. Von hier kamen sie im Jahre 1627 auf Einladung des Erzbischofes nach Naxos, der ihnen die alte herzogliche Kapelle anbot. Allmählich verbreitete sich der Ruf ihrer gesegneten Wirksamkeit. Von Skio wie von Naxos aus durchschifften die Väter den Archipel. Jährlich mußten von zwei Missionären aus ihrer Mitte die übrigen Inseln besucht werden, und selbst das am südlichsten gelegene Santorin wurde nicht vernachlässigt. Damals saß auf dem bischöflichen Stuhle zu Skaro Andreas Sophian, nach dem griechischen Schisma der 15. Bischof von Santorin. Dieser hegte das Verlangen, ein Haus der Gesellschaft Jesu zu besitzen. Um seinem Wunsche zu entsprechen, schickten die Obern der griechischen Missionen P. Fournier von Paris mit einem Gefährten nach Santorin. Die neue Residenz befand sich zu Skaro. Für den Gottesdienst

erhielten sie auch hier die herzogliche Kapelle. Predigten, Exercitien und Schulunterricht entflammten das katholische Volk. Der Eifer wuchs, und Alle fühlten sich gestärkt im Glauben. Aber auch unter den Schismatikern sollten die Missionäre den Samen des katholischen Glaubens austreuen — und die Saat ging auf. Allmählich änderten die Schismatiker ihre Gesinnung, ja man konnte diese kaum noch von lateinischen Katholiken unterscheiden. Bereits schien eine vollständige Vereinigung gesichert, als der böse Feind alle Hebel in Bewegung setzte, um diesen Schritt zu vereiteln. Die türkische Regierung wurde aufgestachelt. Bald loberte die Fackel des grimmigsten Türkenhasses hell auf. Der Bischof und sein Secretär wurden gefesselt und in das Gefängniß geworfen. Nachdem der Hirt geschlagen, suchte man auch die Heerde zu vernichten. Man verlangte als Lösepreis für den Bischof eine ungeheure Summe Geldes, die man nur durch Verkauf von Kirchengütern erschwingen konnte. Damit nicht zufrieden, bemächtigte man sich noch der Kathedrale und anderer Kirchen; ja selbst das letzte Stück Land fiel in die Hände der Feinde. Der Nachfolger Sophians, Antonius de Marchis, fand die Katholiken seiner Diözese so verarmt, daß er gezwungen war, als Lehrer seinen Unterhalt zu erwerben. Im Feuer wird das Gold erprobt, in der Trübsal der Glaube. Die Anhänglichkeit und Liebe der katholischen Bevölkerung hatte sich in diesen Leidenstagen als eine heroische bewährt. Kein Kerker, keine Schmach, keine Armuth konnte diese Hingabe vermindern. Noch besaßen die Santorinoten in ihrer Mitte Jesuiten, die mit ihnen Kreuz und Glend theilten, und diese seeleneifrigen Missionäre unterließen es nicht, unter den größten Opfern den Getreuen den Trost der Kirche zu vermitteln und die heiligen Sacramente zu spenden. Sie waren in diesen Tagen das eigentliche Band, welches die Kirche von Santorin mit Rom vereinigte. Das erkannten die Feinde. Ein neuer Schlag wurde deshalb geplant. Schismatische Mönche vom Berge Athos und aus Jerusalem erschienen auf dem Kampfsplatz — ihre Losung war Vernichtung der Jesuiten. Wie in den Schreckenstagen von 1573 die unterirdischen Kräfte des Vulkanes das schöne Santorin zu vernichten drohten, so schien jetzt das Gift, welches diese schismatischen Mönche wider die Missionäre spießen, der hartbedrängten Gemeinde den Tod zu bringen. Doch alle Verleumdungen, welche die Liebe der Katholiken zu ihren Führern untergraben sollte, führten zu dem gerade entgegengesetzten Ziele. Ergrimmt versuchte man jetzt das Äußerste. Die Mönche gaben die Missionäre der Wuth ihrer Anhänger preis. Mordanschläge wurden geschmiedet, und die Missionäre wären ein Opfer fanatisirter Schismatiker geworden, hätten nicht einige einflußreiche Griechen die Jesuiten gewarnt und in ihren eigenen Häusern verborgen gehalten. So wurde auch dieser Schlag vereitelt. Um die Griechen von der Union abzuschrecken, trat endlich 1704 der griechische Patriarch von Konstantinopel in die Schranken. Seine Waffen waren Verleumdungen und die Androhung der Excommunication gegen jene, welche sich der katholischen Kirche näherten.

In dieser Zeit waren auf Santorin P. Ludwig von Boissy und P. Jakob Bourgnon thätig. Beide standen bei den wohlgesinnten Griechen in der höchsten Achtung. Ersterer starb 1705; um seine Kleider stritt man sich, wie um Reliquien. Letzterer wußte seine großen Kenntnisse in der Heilkunde zur Verbreitung des Glaubens zu verwenden. Auch in den folgenden Jahrzehnten arbeiteten die Missionäre unaufhörlich in diesem Weinberge, obschon es nicht zu einer Union kam. Die

feindlichen Elemente, welche sich über Santorin ergossen, wuchsen zu einem mächtigen Strome, der die gute unter den Griechen ausgestreute Saat erstickte.

In jenen traurigen Tagen sproßte auf Santorin eine Blume, welche ihren Duft weithin verbreitete. Es war das Kloster der Dominikanerinnen zu Skaro, welches im Jahre 1580 vom Bischof Antonius de Marchis gestiftet ward. Von diesem schreibt um die Mitte des 17. Jahrhunderts (1650) ein Augenzeuge, P. Richard S. J.: „Unser Schloß Skaro erfreut sich eines besonderen Glückes, das man vergeblich in anderen Theilen der Türkei suchen wird. Wir besitzen nämlich ein Kloster der Dominikanerinnen. Es gleicht der Rose unter Dornen, dem Diamanten unter Kieselstein und dem Monde in finsterner Nacht. Mit Einem Worte, es ist unser größter Schmuck und unser reichster Schatz. In dem Kloster befinden sich 20 Schwestern, alle sind Kinder dieser Insel. Ihres Tugendglanzes wegen stehen sie selbst bei den Türken in höchster Achtung. Die Schwestern lieben die Einsamkeit und leben seit 70 Jahren von der Welt so abgeschieden, daß ihr Kloster beinahe einem Gefängniß gleicht. Sie lieben die Abtödtung, und wahrlich, ihre Lebensweise zeigt durchaus nichts Einladendes. Gerstenbrod und Hülsenfrüchte bilden ihr frugales Mahl, und nur selten genießen sie Fleisch. Sie lieben endlich die Armuth wie eine Mutter. In den Stunden, in welchen sie nicht dem Gebete oder anderen geistlichen Übungen obliegen, verdienen sie mit Händearbeit den Miethzins.“

37 Jahre später spendet der Carmelitenpater Joseph den Schwestern ein gleiches Lob. Als Visitator des Klosters hatte er die Pflicht, den Veruf der Novizinnen auf das Strengste zu prüfen. Einst fand er im Kloster eine Jungfrau im jugendlichen Alter von 16 Jahren, welche nach wenigen Tagen die heiligen Gelübde ablegen sollte. Er vernahm, daß die Jungfrau eine reiche Mitgift in das Kloster gebracht habe. Dieses benutzte P. Joseph und stellte der zu Prüfenden vor, wie sie bei ihrem Vermögen, dem sie entsage, in der Welt leicht einen Bräutigam finden würde. „Hier in diesem Kloster,“ war die entschiedene Antwort, „will ich als Braut Christi leben. Das Kloster will ich nur mit dem Tode verlassen.“ — „Aber den Überfluß der Welt mußt du mit der Armuth des Klosters, die Bequemlichkeiten mit der strengen rauhen Ordenszucht vertauschen.“ Die Gnade Gottes gab der heldenmüthigen Novizin Kraft und Muth, abermals zu antworten: „Nur mit dem Tode will ich das Kloster verlassen.“ Damals lebten zu Skaro nach der Regel des hl. Dominikus 16 Nonnen. Der Volksmund bezeichnete sie als die Engel von Santorin.

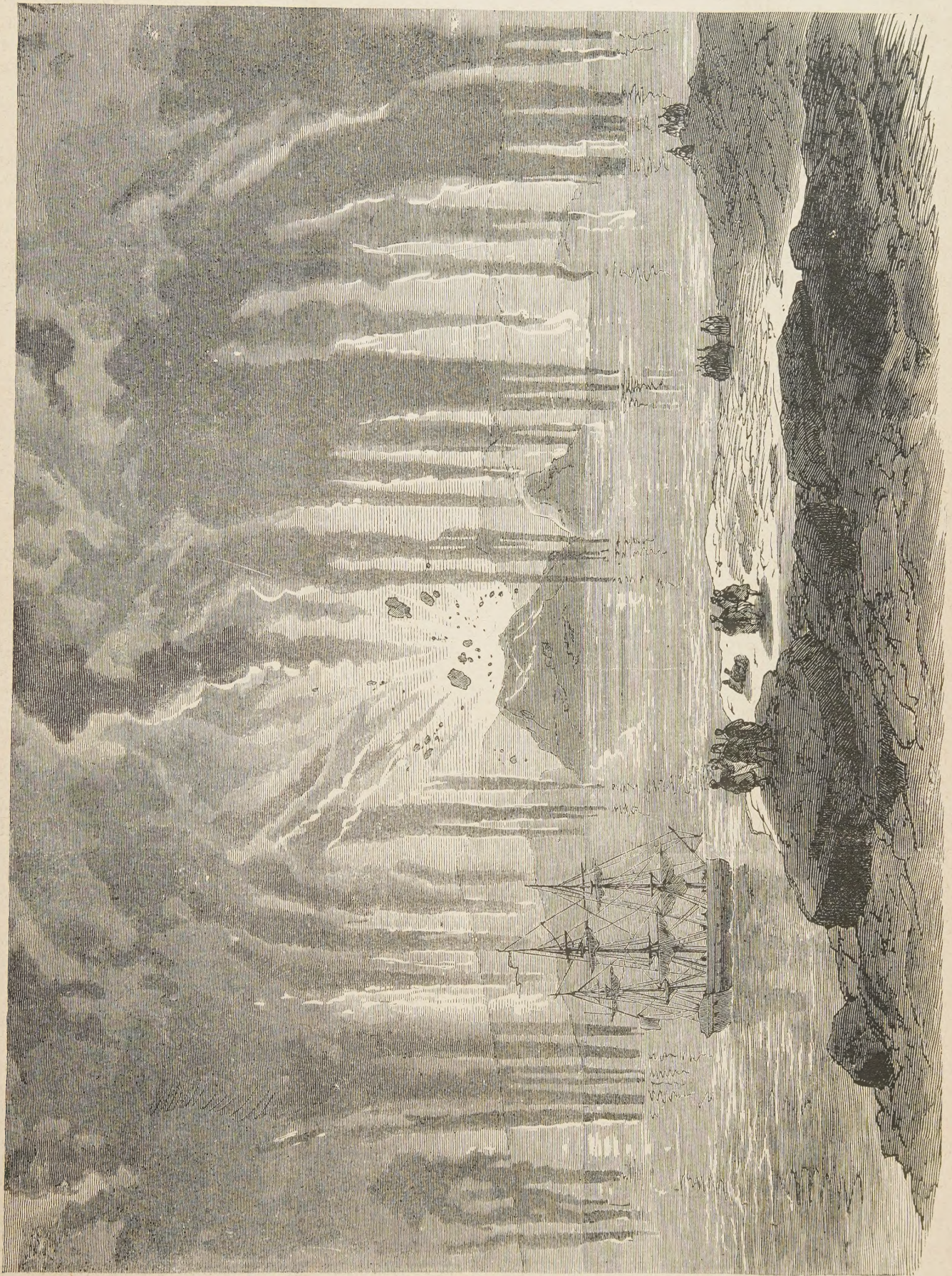
4. Missionsthätigkeit auf Santorin seit der Aufhebung der Gesellschaft Jesu.

Im Jahre 1782 setzte ein päpstliches Decret die Söhne des hl. Vincenz von Paul als Nachfolger der Söhne des hl. Ignatius in den Missionen des Orientes ein. Die Revolution von 1789 erlaubte aber nur sehr wenige Missionäre in den Orient zu senden. 1816 befanden sich in diesem Gebiete nur sechs französische und ein armenischer Missionär. Bis 1830 kamen, die Laienbrüder abgezählt, nur sieben neue hinzu. Die Lazaristen besaßen damals im türkischen Reiche neun Niederlassungen, darunter Santorin mit einem Missionär, einer öffentlichen Kirche und einer Schule. Nach der Eroberung Syriens durch den Vicekönig von Aegypten theilte die Propaganda die neun Missionen in zwei Präfecturen. Die eine zu

Konstantinopel behielt Smyrna, Saloniki, Naxos und Santorin. Folgende Angaben gewähren einen Einblick in das segensreiche Wirken dieser neuen Missionäre auf Santorin in den letzten Jahrzehnten. Im Jahre 1860 wurde die Knabenschule von 17 Kindern besucht, unter denen 16 griechischen Bekenntnisses waren. Man ertheilte den Unterricht, der zum Eintritt in die Lehrkurse eines Lyceums oder der Universität von Athen befähigt. Mit dieser Schule ist eine Waisenanstalt verbunden, welche ein Duzend Knaben unterhält. Im Jahre 1868 waren auf Santorin zwei Patres und zwei Laienbrüder thätig. In der Schule befanden sich 76 Knaben, von denen 16 dem griechischen Schisma, 60 aber der katholischen Kirche angehörten. Das Waisenhaus zählte 30 Knaben. Nach den letzten Angaben, welche aus dem Jahre 1881 vorliegen, belief sich das Missionspersonal auf drei, unter denen zwei Laienbrüder waren.

Das Bestreben der Lazaristen ging seit ihrer Niederlassung im türkischen Reiche dahin, die Schwestern der christlichen Liebe als Mitarbeiterinnen zu zählen. Die ersten, welche die beschwerliche Reise nach Konstantinopel wagten, waren zwei Postulantinnen, eine Genferin und eine Hannoveranerin, die Fräulein Tournier und Oppermann. Im Jahre 1839 errichteten sie, unter Leitung der Priester der Mission, in der Hauptstadt selbst die erste Mädterschule. Der Erfolg war ganz auffallend. Deshalb beschloß man schon im folgenden Jahre, zwei Häuser für die barmherzigen Schwestern zu gründen, eines zu Konstantinopel, das andere in Smyrna. Wieder ein Jahr später begannen fünf Schwestern ein Haus auf Santorin. Hier besitzen sie nun ein Externat, das von allen Mädchen der besseren katholischen Familien besucht wird. Sogar griechische Eltern überlassen gern ihre Töchter der Obforge der Schwestern. Außerdem steht unter ihrer Leitung ein Pensionat, mit dem eine Waisenanstalt verbunden ist. Aus allen Theilen des griechischen Königreiches empfangen hier Böglinge mit einem guten Unterricht auch die wahren Grundsätze des Glaubens. Diese Anstalt ist zugleich eine Normalschule zur Bildung von Lehrerinnen. Schon oben haben wir der erfreulichen Wirksamkeit der Schwestern gedacht.

Auch in dieser Periode müssen wir der Dominikanerinnen gedenken. Im Anfange dieses Jahrhunderts wurden die Töchter des hl. Dominikus genöthigt, ihre den Einsturz drohende Wohnung zu Skaro zu verlassen und nach Phyra, woselbst auch der Bischof residirte, überzusiedeln. Anfänglich erhielten sie daselbst eine gastfreundliche Aufnahme in dem Hause Hieronimaki Serigo's. Später jedoch lebten sie zerstreut in ihren Familien. Als besondere Wohlthäter erwiesen sich ihnen Nikolaus und Gaspar Delenda. Letzterer war seinem Onkel aus dem bischöflichen Stuhle von Santorin gefolgt (1815—1826). Sie errichteten den Schwestern ein neues Kloster. Zur Oberin wurde Mutter Theresa Delenda erwählt. Mit Klugheit und Weisheit wußte sie 40 Jahre lang ihre geistlichen Töchter durch alle Stürme und Verfolgungen zu einer hohen Stufe der Vollkommenheit zu führen. Denn Kreuz und Leid war ihnen nicht erspart. Doch der härteste Schlag, welcher sie traf, kam nicht von Seiten der Griechen, sondern von dort, wo sie eher Schutz und Aufmunterung hätten erwarten sollen. Den bischöflichen Stuhl von Santorin hatte 1852 ein syrischer Priester Namens Nikolaus Marinelli inne, ein Mann nicht ohne Gelehrsamkeit und Seeleneifer, aber von rauhem Charakter. Sein barsches Vorgehen entzog ihm die Gunst und das Vertrauen des Volkes und Klerus. Auch die Schwestern hatten viel zu leiden.



Die vulkanische Thätigkeit in der Bucht von Santorin im Jahre 1866.

Sie sollten ihrer alten Regel entsagen und einer neuen vom Bischof vorgeschriebenen folgen. So entstanden große Wirren, die sich bis dahin steigerten, daß die Nonnen (bis auf drei) vom Bischofe gebannt wurden. Doch sie appellirten nach Rom, und der vom Heiligen Stuhl bestellte Visitator, der Erzbischof von Naros, sprach sie gleich nach seiner Ankunft vom Banne los und legte die Wirren bei, so daß ihr Kloster schnell wieder seine alte Blüthe errang.

Auf Santorin befinden sich zu Phyra seit neuerer Zeit auch Dominikaner. Nach der Überlieferung begann im Orient die Mission dieser Patres um das Jahr 1230. Der erste ihrer Apostel soll der hl. Hyacinth gewesen sein und in Galata einen Convent erbaut haben. Heutzutage umfaßt die apostol. Präfektur die Pfarrei der heiligen Apostelfürsten, welche sich über das alte Galata, Konstantinopel und Matrikioi mit einer Succursalkirche an dem Gestade des Marmara-Meeres erstreckt. Außerdem untersteht der Präfektur ein kleines Haus zu Smyrna, welches ebenfalls den Apostelfürsten geweiht ist. Nach der friedlichen Beilegung des Zwistnisses der Dominikanerinnen kam der erste Missionär aus dem Predigerorden auf diese Insel, um sich hier bleibend niederzulassen. Er übernahm anfänglich die Leitung der Schwestern. Ein Jahr später wurde der Bau eines Hospizes beschlossen und 1864 der Neubau eingeweiht. Für Santorin, wo die Einwohner nur in elenden Hütten wohnen, ist derselbe schön, ja großartig zu nennen. Von dem Kloster der Schwestern ist er nur durch eine Straße geschieden. Doch ist die Kirche, die sich zugleich mit dem Neubau erhob, beiden Häusern gemeinsam. Um den Schwestern, welche strenge Clausur haben, die Mitbenutzung der Kirche zu ermöglichen, wurde ein die Straße überwölbendes Oratorium, welches Kloster und Kirche verbindet, erbaut. Zweck der Dominikaner-niederlassung ist übrigens außer der Leitung der Schwestern noch ein anderer, nämlich jenen ein Obdach bieten zu können, welche sich für ihr apostolisches Amt im Oriente in der griechischen Sprache ausbilden müssen. Nach neueren Berichten befinden sich im Dominikanerinnenkloster 14 Chorschwestern und drei Laienschwestern; fünf von diesen traten, noch nicht zwölf Jahre alt, in dasselbe. Die älteste der Schwestern war 82 Jahre alt und 76 Jahre im Kloster.

Es gibt auf Santorin auch ein schismatisches Frauenkloster. Der hochw. P. Bore aus der Lazaristencongregation schildert uns dasselbe in den „Annalen der Verbreitung des Glaubens“ vom Jahre 1861:

„Ich machte unsern Schwestern,“ so schreibt er, „den Vorschlag, mich bei diesen Klosterfrauen einzuführen, und begab mich in Begleitung einiger derselben auf die Höhen, welche Phyra beherrschen.

Dort sah ich ein Biered von hohen Mauern mit einer Inschrift über dem Thore, die mich in Kenntniß setzte, das Kloster stiehe unter dem Schutze des hl. Nikolaus und sei ihm zu Ehren erbaut . . . Ein griechischer Priester empfing mich mit Höflichkeit und ebenso unsere Schwestern; unsern Wunsch errathend, lud er uns zum Eintritt ein.

Im nächsten inneren Raume sah ich vier alte, schwarz gekleidete Frauen, die sich mühevoll unter der Last der Jahre voranzuschleppen schienen. Ich begriff jetzt besser das griechische Wort Kalogrnia, Klosterfrau, das in der schismatischen Kirche von Griechenland mit „gute Alte“ übersetzt werden muß. Aus diesem Grunde konnten sich auch bei der Ankunft unserer Schwestern im Oriente die Griechen nicht genug verwundern, so junge unter denselben zu sehen, welche sie jedoch nichtsdestoweniger mit dem gleichen Namen „gute Alte“ benennen mußten, da sie kein anderes Wort für „Nonnen“ haben; d. h. da man bei ihnen die Welt erst dann verläßt, wenn man sich von ihr verlassen sieht. Diese wandelnden schwarzen Gestalten, die, als wir bis auf eine gewisse Entfernung gekommen waren, sich wegbegeben, grüßten uns weder mit einer Miene, noch mit einem Worte.

Die Sigument oder Oberin erwartete uns jedoch auf der Schwelle ihrer Zelle, des einzigen Gemaches, in welchem es ein wenig sauber aussah Die Mutter Parthenia ist die Jüngste ihres Klosters; sie mag einige 50 Jahre alt sein. Ihr Empfang und ihre Unterredung ließen eine gewisse Bildung erkennen; es ist daher möglich, daß sie lesen kann. Aus all ihren Zügen blickten Traurigkeit und Kummer hervor, und sie schien große Lust zu haben, uns über ihr trauriges Schicksal vertrauliche Mittheilungen zu machen Während ich die Kapelle betrachtete, die eine finstere, feuchte Kellergruft ist, wo die Kalogrnen in einem Winkel hinter dem Gitter abgesperrt sind, hatte die Oberin unserer lieben Schwester Maria Guillot heimlich zugeflüstert, daß sie kein Brod zu ihrem Nachessen hätten. Wir freuten uns im Stillen, daß unser Besuch ihnen wenigstens eine kleine Erquickung in so schreiender Noth verschaffen konnte, und auf dem Rückwege dankten wir Gott für das hohe Glück, Kinder der wahren Kirche zu sein, in welcher die freiwillige Armuth nie zu solcher Entwürdigung des Daseins herabfällt . . .“

Das ist Santorin mit seinen Licht- und Schattenseiten, das schöne, wunderbar liebliche, aber zu Zeiten vulkanischer Ausbrüche furchtbar schreckliche Eiland, der Ort stiller, verborgener Tugenden und wiederum der Kampfplatz des Christenthums wider Schisma und Unglauben. Die Zahl der Katholiken hat sich zwar im Laufe der Jahrhunderte vermindert — diese Abnahme hat indeß einzig und allein ihren Grund in der Auswanderung — der Glaube aber der Santorinoten und ihre Liebe zur Kirche sind durch die Stürme trüber Tage fester und stärker geworden.

Allmählich zeigen sich die Griechen wieder weniger feindlich und einer Union geneigter. Hoffen und beten wir, daß auf Santorin bald nur ein Hirt und eine Herde sein möge.

Der Untergang der Huronen.

2. Leben und Tod zweier Missionäre.

Das Jahr 1646 schloß die irdische Laufbahn zweier Missionäre, welche zu den ersten Glaubensboten der Gesellschaft Jesu unter den Huronen zählen. Es sind die PP. Anna de Roue und Ennemond Masse. P. Masse drang bereits im Jahre 1625 zugleich mit den PP. Brebeuf und Karl Lalemant bis in die Wälder am Huronensee vor, und P. de Roue folgte ihnen schon im nächsten Jahre, 1626¹. Die Willigkeit verlangt

¹ Vgl. Jahrg. 1882 S. 46.

also von uns, daß wir dieser beiden Pioniere der Huronenmission gedenken, obschon sie den Abend ihres Lebens nicht mehr in derselben verbrachten.

Anna de Roue war der Sohn eines angesehenen Edelmanns, des Herrn von Villers, einem Schlosse, das etwa sieben Stunden von Rheims entfernt liegt. In seiner Jugend war er Page am Hofe des Königs; daselbst hatte er seiner Schönheit wegen, wie Joseph im Hause Putiphars, die gefährlichsten Anfechtungen zu bestehen. „Aber seine himmlische Herrin,“ schreibt P. H. Lalemant, „bewahrte ihm 30 Jahre lang in der Welt, wie

nachher 33 Jahre im Orden die jungfräuliche Reinheit. In diesem Punkte war er herb und schroff, so milde er sich sonst gegen Alle bewies.“ 16 Jahre lang hatte er als Missionär in Canada gearbeitet und gelitten; immer voll Muth, voll Eifer. Zu seinem größten Leidwesen fand er, daß sein Gedächtniß zur Erlernung der schwierigen Huronensprache nicht ausreiche; da weihte er sich wie der gewöhnlichste Laienbruder dem Dienste der Missionäre und verrichtete aus freiem Willen und mit der größten Demuth die unangenehmsten Arbeiten. Da man namentlich in den ersten Jahren oft Hunger litt, lief er Tage lang in den Wäldern umher und suchte eßbare Wurzeln für seine Mitbrüder; auch auf den Fischfang verlegte er sich und wurde darin so geschickt, daß er ein ganzes Missionshaus mit Fischen versah. Den Gehorsam gegen seine Obern als die Stellvertreter Gottes schätzte er über Alles; auf das erste Wort derselben war er bereit, Alles zu verlassen und das schwierigste Unternehmen zu wagen. Als man ihm aber den Vorschlag machte, nach Frankreich zurückzukehren und den Abend seines Lebens in größerer Ruhe und Bequemlichkeit hinzubringen, erlaubte er sich folgende bescheidene Gegenvorstellung: „Ich weiß wohl, daß die Mission an mir schwer zu tragen hat, und daß ich den Platz eines bessern Arbeiters einnehme; ich bin auch bereit, sie der Bürde zu entledigen und in Allem zu gehorchen; allein es würde mir eine große Freude sein, hier auf dem Schlachtfelde zu sterben. Ich begreife freilich recht wohl, daß es ein Akt der Liebe ist, wenn Leute, die krank sind und zu alt, um die Sprache der Wilden zu lernen, guten evangelischen Arbeitern Platz machen; wenn es aber auf mich ankäme, so würde es mir die größte Freude sein, mein Leben hier dem Dienste der armen Wilden, derjenigen, welche an ihrer Befehrung arbeiten, und dem Seelenheile der französischen Kolonisten zu widmen.“ Die Bitte des demüthigen Ordensmannes wurde gewährt. Man hatte ihn nach Trois Rivières berufen, um daselbst und in der Umgebung dieser damals soeben gegründeten Stadt in der Seelsorge thätig zu sein. Und da erfüllte sich der Herzenswunsch des greisen Missionärs: es wurde dem Krieger Jesu Christi vergönnt, „auf dem Schlachtfelde zu sterben“. Wir erzählen nach den Berichten P. Lalemants¹ und P. Bressani's², die sich in einigen Punkten ergänzen:

Am 30. Januar 1646 verließ P. Anna de Roue in Gesellschaft von zwei französischen Soldaten und einem Huronen Trois Rivières, um sich nach dem etwa 12 Stunden entfernten Fort Micheliu zu begeben, welches an der Stelle lag, wo heutzutage das Städtchen Sorel steht. Er wollte daselbst an Mariä Lichtmeß für die französischen Ansiedler Gottesdienst halten und ihnen Gelegenheit zum Empfange der heiligen Sacramente geben. Strom und See waren fest zugefroren, und eine fünf bis sechs Fuß starke Schneeschicht deckte Alles. Der Missionär und seine Gefährten bedienten sich also der Schneeschuhe, um nicht bei jedem Schritte bis an die Kenden einzusinken. Das Gehen mit solchen Schneeschuhen ist aber ungemein ermüdend, und die beiden französischen Soldaten, welche es nicht gewohnt waren, konnten kaum vorankommen. So legten die Wanderer am ersten Tage nur vier Stunden zurück und waren dann genöthigt, in einer Schneehütte, welche sie sich nach Art der Indianer zurechtmachten, die Nacht zuzubringen. Da der gute Pater sah, wie beschwerlich den beiden

neuangekommenen Soldaten das Gehen auf Schneeschuhen würde und wie sie kaum im Stande wären, sich selbst voranzuschleppen, geschweige den Schlitten mit dem Altargeräthe und den Lebensmitteln zu ziehen, beschloß er, vor auszueilen und den Müden von Fort Micheliu aus Leute entgegenzuschicken, welche ihnen helfen würden. Dieser Liebesakt sollte dem Missionär das Leben kosten. Er weckte die Gefährten um 2 Uhr nach Mitternacht, theilte ihnen seine Absicht mit und sagte, sie sollten nur seinen Spuren auf dem Schnee folgen. Dann trat er den weiten Marsch an ohne Flinte, ohne Feuerzeug, ohne eine wollene Decke für die Nacht — denn des Weges wohl kundig, glaubte er ganz bestimmt das Fort frühzeitig zu erreichen — und ohne andere Lebensmittel, als ein Stücklein Brod und einige dürre Pflaumen, die man nach seinem Tode noch unberührt bei ihm fand.

So machte sich P. de Roue auf den Weg. Er mußte über den großen, fest zugefrorenen St.-Peter-See, zu dem sich der Lorenzo-Strom zwischen Trois Rivières und Sorel erweitert. Der Mond leuchtete ihm Anfangs, und er ging in frommen Gedanken voran auf der stundenweiten, mit Schnee bedeckten Fläche des Sees. Da mit einem Male änderte sich die Witterung. Der Himmel überzog sich, schwere Wolken traten vor den Mond, und zugleich mit der tiefsten Dunkelheit begann ein furchtbares Schneegestöber. Der Wanderer hatte keinen Kompaß, und selbst wenn er einen gehabt hätte, würde er ihm ohne Licht in der dunkeln Nacht nichts genützt haben. Er verlor also die Richtung und irrte auf gut Glück in Schnee und Nacht umher. Als endlich der späte Wintertag anbrach, sah er zu seinen Füßen nur die mit Schnee verhüllte Eisdecke und ringsum nichts als die mit tausend wirbelnden Flocken erfüllte Luft. Er ging weiter, wandte sich nach rechts und links, betete und ging den ganzen Tag, bis er am Abend eine der vielen Inseln des Sees traf. Da häufte er den Schnee zum Schutze gegen den Wind auf und schickte sich nothgedrungen an, ohne Feuer und ohne wärmende Decken die Nacht zuzubringen.

Inzwischen waren seine Gefährten bei Tagesanbruch ebenfalls weiter gewandert, natürlich ohne die Fußstapfen des Missionärs zu finden, welche der Schnee völlig bedeckt und verweht hatte. Einer der Soldaten hatte den Weg nach Micheliu einmal gemacht; er übernahm also die Führung und hielt mit Hilfe des Kompasses, den ihnen der Pater überlassen hatte, quer durch das Schneegestöber die Richtung ein, welche ihm die rechte schien. Sie erreichten aber das Fort ebenfalls nicht und waren gezwungen, die Nacht auf der Ignatius-Insel zuzubringen, nicht sehr weit von dem verirrtten Missionär. Hier verließ der Hurone seine Gefährten; mit der dem Indianer eigenen instinctartigen Gewandtheit, sich in der Wildniß zurechtzufinden, spürte er wirklich das Fort auf, dessen halb vom Schnee zugewehrte Holzpallisaden in der Nacht wohl kein anderes Auge entdeckt hätte. Der Hurone fragte natürlich, ob der „Schwarzrock“ nicht angekommen sei; Niemand hatte aber den Pater gesehen. Der Befehlshaber des Forts war sehr bestürzt und ahnte das Unglück; doch wo sollte man den Verirrten während der Nacht suchen? Man mußte wenigstens den Tag abwarten. Sobald der Morgen dämmerte, durchstreifte die ganze Besatzung die Gegend; die beiden Soldaten, welche auf der Ignatius-Insel an einem Feuer sich gelagert hatten, waren bald gefunden; aber den Missionär suchte man umsonst. Sie zogen nach allen Seiten, riefen, schossen ihre Flinten ab: es erfolgte keine Antwort. Der Tag ging zu Ende, und die Soldaten

¹ Relation 1646 c. 3.

² Relation abrégée p. 175.

mußten ohne den Vermißten in das Fort zurückkehren. Am nächsten Morgen, es war Mariä Lichtmeß, machten sich zwei Huronen, welche es verstanden, die Fährte des Wildes auch unter dem darauf gefallenem Schnee wiederzufinden, in Begleitung eines Soldaten abermals auf den Weg. Sie ließen sich zu der Stelle führen, wo P. de Roue seine Begleiter verlassen hatte. Bald entdeckten sie unter der neuen Schneedecke die Eindrücke seiner Schneeschuhe und folgten ihnen nun alle Zickzackwege, die der Verirrte zurückgelegt hatte, bis zu seinem ersten Nachtlager auf der Ignatius-Insel, nicht sehr weit von der Stelle, wo auch die Soldaten übernachtet hatten. Von dort lief die Spur weiter; er hatte also die Nacht auf den 1. Februar überlebt. Sie führte in geringer Entfernung am Fort Richelieu vorüber, dessen Pallisaden der Verirrte entweder wegen der Schneemassen, welche sie verhüllten, oder in Folge seiner Schwäche nicht bemerkt hatte. Eine

Stunde oberhalb Richelieu fanden sie eine Stelle, wo er offenbar etwas gerastet hatte, und noch drei Stunden weiter aufwärts fanden sie den guten Pater auf seinen Knien, steif gefroren — eine Leiche. Rund um sich her hatte er den Schnee vom Boden entfernt; neben ihm lagen die Schneeschuhe und sein Hut; die Arme hielt er über der Brust gekreuzt, die starren Augen waren weit aufgeschlagen und blickten im Tode noch zum Himmel; P. de Roue war offenbar im Gebete gestorben. Beim Anblicke der Leiche fiel der Soldat von Ehrfurcht überwältigt auf seine Kniee und verrichtete sein Gebet. Dann schnitt er ein Kreuz in den nächsten Baum, hüllte den Leichnam in eine Decke und führte ihn auf einem Schlitten nach Richelieu, und von dort nach Trois Rivières, wo er bestattet wurde. Höchst wahrscheinlich starb der Pater am Feste Mariä Lichtmeß; er hatte sein Lebenlang die seligste Jungfrau mit zarter Frömmigkeit

verehrt, jeden Samstag zu ihrer Ehre gefastet, täglich die kleinen Tagzeiten der unbefleckten Empfängniß gebetet. „So ist es denn,“ schließt P. H. Lalemant seinen Bericht, „wohl glaublich, daß diese erhabenste und allertreueste Herrin ihm die Gnade dieses so reinigenden, so heiligen und so aller irdischen Hilfen baren Todes erwirkte, um ihm einen desto höheren Platz im Himmel zu verschaffen . . . Der Wunsch zu leiden hat seinen Leib zum Opfer geweiht, der Gehorsam hat das Opfer zur Schlachtbank geführt, und die Liebe hat es vollendet; sie verzehrte es wie Weihrauch und ließ es zur Ehre seines Gottes emporsteigen, der allein mit seinen Engeln Zeuge dieses erhabenen Brandopfers war.“ Selbst der Protestant Parkman, der es sonst an häßlichen Bemerkungen gegen die Jesuiten nicht er-

mangeln läßt, schreibt bei der Erzählung vom Ende P. de Roue's: „So erlitt bei einer That der Barmherzigkeit und Nächstenliebe der erste Martyrer der canadischen Mission den Tod.“¹

Am 12. Mai des gleichen Jahres starb P. Ennemond Masse in der Mission St. Joseph bei Quebec, hochbetagt und reich an Verdiensten, nach einem Leben voll Arbeit und Wechselfällen. Er war in Lyon 1574 geboren und trat 1594 in die Gesellschaft Jesu.

Die apostolischen Arbeiten des großen hl. Franz Xaver begeisterten den Jüngling zu diesem Schritte. Aus der

Zeit seines Noviziates ist uns folgender Zug aufbewahrt. Es stellte sich heraus, daß er überaus schwache Augen habe; die Obern fürchteten sogar, er werde deshalb die Studien gar nicht machen können, ja vielleicht das Gesicht ganz verlieren, und sie gingen mit dem Plane um, den guten Novizen als untauglich für seinen Beruf zu entlassen. Das war eine harte Prüfung!

¹ „Die Jesuiten in Nordamerika“ S. 238.



Rast im Schneegeföbber.

Ennemond wandte sich in seiner Noth voll Zuversicht zur seligsten Jungfrau, welche er kindlich verehrte. Er beschwor seine himmlische Mutter voll unerschütterlichen Vertrauens, ihm doch zu Hilfe zu kommen und ihm als Zeichen ihres Willens, daß sie ihn in der Gesellschaft Jesu haben wolle, sein Augenlicht zu kräftigen. Dann öffnete der fromme Novize ein Buch, und siehe! er konnte ohne Mühe auch den kleinsten Druck lesen. Man denke sich, mit welcher Freude er zu den Obern eilte und ihnen die wunderbare Gewährung seiner Bitte mittheilte.

Raum hatte er die Priesterweihe empfangen, so machten ihn die Obern zum Gefährten des berühmten P. Coton, des Hofpredigers und Beichtvaters Heinrich's IV. Doch sein Eifer für die Bekehrung der Wilden ließ ihm am Hofe des Königs keine Ruhe; er bestürmte die Obern mit Bitten, ihn in die äußern Missionen zu senden, und endlich wurde sein heißer Wunsch gewährt. Man schickte ihn zugleich mit P. Petrus Biart nach Akadien, an der Nordgrenze des damaligen Neu-England, um daselbst die erste katholische Mission Canada's zu begründen. Im Jahre 1611 verließen sie den Hafen von Dieppe und landeten an den damals unwirthlichen Gestaden des heutigen Maine, wo die Marquise von Guerchaville an der Mündung des Penobscot die kleine französische Kolonie Pantagort gegründet hatte. Es ist kaum glaublich, was die beiden Missionäre daselbst und zwar von ihren eigenen Landsleuten erdulden mußten. Sie wurden von denjenigen, welchen sie alle erdenklichen Liebesdienste erwiesen hatten, verleumdet und eingekerkert. Einer ihrer Hauptfeinde mußte später ohne den Beistand eines Priesters sterben; vor seinem Tode bekannte der Unglückliche mit großer Reue, daß er die gerechte Strafe für alle Qualen erdulde, welche er den beiden Missionären zugesügt habe. Die Nahrung der beiden Priester bestand aus Eicheln. Doch das Missionsunternehmen in Akadien sollte zugleich mit der französischen Kolonie ein jähes Ende nehmen. Plötzlich erschien ein englischer Korсар vor der Mündung des Penobscot; denn das nahe Virginien wollte keine Franzosen neben sich dulden. Die Engländer zerstörten die Kolonie und schleppten die beiden Jesuiten an Bord, um sie gefangen nach England zu führen. Bei den Azoren nöthigte ein Sturm den Kapitän, den Hafen von Fayal aufzusuchen. In gerechter Befürchtung, die spanischen Behörden möchten an den Priesterräubern Rache nehmen, erwogen die Engländer, ob es nicht besser sei, ihre That durch den Mord der beiden Jesuiten zu verbergen. Ein Gefühl der Menschlichkeit hielt sie aber von diesem äußersten Frevel zurück. Die Hafenoffiziere kamen an Bord, um das Schiff zu durchsuchen; ein einziges Wort der Missionäre hätte genügt, und die Spanier würden das Schiff mit Beschlagnahme belegt und sämmtliche Engländer an seinen Masten aufgeknüpft haben. Aber statt ihre Feinde zu verrathen, verbargen sich die Jesuiten vor den Hafenbeamten mit der größten Umsicht, so daß die Engländer laut ihr Staunen ob dieses Aktes der Feindesliebe bekundeten. Und noch bei einer andern Gelegenheit zeigten sie ihnen den gleichen Edelmut. In England angekommen, wurde der Kapitän und dessen Mannschaft wegen Seeraub vor Gericht gestellt; sie waren in dem

Falle, der ihnen zur Last gelegt wurde, nicht schuldig, und so rief der Korсар seine beiden Gefangenen als Schutzzeugen auf; in der That rettete die Aussage der Jesuiten den Kapitän und seine Leute vom Tode durch Henkershand. In Bettlerkleidern kehrten dann die beiden Missionäre 1613 nach Frankreich zurück.

P. Masse hatte nun einen Begriff von dem Leben eines Missionärs; aber gerade die Leiden und Mühsale, welche er in solcher Fülle erduldet hatte, entflammten in ihm die Sehnsucht nach der Fortsetzung des gleichen Lebens, anstatt ihn abzuschrecken. Die Kreuze Akadiens nennt er seine „Rachel“ und verspricht Gott zu dienen, wie Jakob dem Laban diente, um den einzigen Lohn hier auf Erden, daß er ihn in das „Land der Kreuze“ zurückführe. Nach seinem Tode fand man unter seinen Papieren die folgende Aufzeichnung:

„Wenn Jakob 14 Jahre für Rachel diente, um wie viel mehr muß dann nicht auch ich meinem lieben Herrn zweimal sieben Jahre für Neufrankreich, für mein theures Canada dienen, das mit den liebenswürdigsten und anbetungswürdigsten Kreuzen in solcher Fülle geziert ist? Ein so großes Gut, eine so beneidenswerthe Lage, ein so erhabener Beruf, wie Canada und seine Wonnen, d. h. seine Kreuze, kann nur durch eine Seelenstimmung verdient werden, welche dem Kreuze völlig gleichförmig ist. Deshalb will ich den Entschluß fassen, die folgenden Punkte unerbittlich auszuführen.“ P. Masse bestimmte nun in acht Vorsätzen die beständige Ausübung der schwersten Bußwerke: er will sich niemals eines Bettes bedienen; er will täglich die heilige Messe in einem härten Bußhemde lesen; er will sich täglich geißeln; er will dreimal in der Woche fasten, niemals seine Gaumenlust befriedigen und noch andere Bußen üben, die alle ganz genau angegeben sind.

Gott belohnte seinen Diener. Im Jahre 1625 kehrte er frohlockend nach Canada zurück und fand seine heißersehnten Kreuze. Gleich im ersten Winter nöthigte ihn der Hunger, mit seinem Gefährten, P. de Roue, nach Wurzeln zu graben, und als dieses Kreuz verschwand, erschien ein noch viel schwereres. Die Hugenotten nahmen 1629 Quebec ein, und zum zweiten Male wurde unser Missionär als Gefangener aus seinem „Land der Kreuze“ nach Europa zurückgeschleppt. Zum zweiten Male diente er nun für seine „Rachel“, bis er 1633 abermals frohlockend nach Canada zurückkehren durfte. Von nun an hatte er den Trost, mitten unter seinen ersehnten Kreuzen in der Mission leben und leiden zu können. Mit den heiligen Sacramenten versehen starb er zu Sillery am 12. Mai 1646 im Alter von 73 Jahren als ein wahres Vorbild eines apostolischen Mannes, auf den man wohl die Worte des hl. Paulus anwenden darf: er habe die Abtödtung Jesu immerdar an seinem Leibe getragen, dafür sei aber auch das Leben Jesu an ihm offenbar geworden.

Der Tod noch eines andern Missionärs fällt in das Jahr 1646: wir meinen das glorreiche und blutige Ende des P. Jsaak Jogues. Da er aber der Prokessenmission zum Opfer fiel, müssen wir die Erzählung seines Lebens und seines Martyriums aufschieben, bis wir die Geschichte der Prokessenmission unsern Lesern mittheilen können.

(Fortsetzung folgt.)

Scenen aus dem Kriege in Tongking.

3. Märtyrer.

Daß der Krieg in Tongking blutige Opfer des Christenthums fordern und die himmlischen Schaaren der Märtyrer wiederum

vermehren würde, war vorauszusehen. Am Tage nach der Schlacht der Franzosen vom 19. Mai — es war Sonntag, das Fest der heiligsten Dreifaltigkeit — fielen bereits acht Opfer des Christen- und Fremdenhasses. An ihrer Spitze

P. Béchet. Wir haben von dem Tode dieser unserer katholischen Mitbrüder schon im vorigen Jahrgang¹ berichtet und wollen jetzt noch einige erbauliche Züge darüber nachtragen, auch auf die Gefahr hin, dabei in kleine Wiederholungen zu verfallen. Auch hier dient uns als Quelle Msgr. Puginiers Bericht, den wir fast unverändert wiedergeben. Derselbe ist vom 25. Juli aus Hanoi datirt und an den Vorstand des Pariser Missionsseminars gerichtet.

„Herr Kaspar Claudius Béchet, Priester der Diöcese Lyon und aus Lyon selbst gebürtig, hatte die Priesterweihe im Jahre 1881 empfangen und war dann für die Mission von West-Tongking bestimmt worden, in welcher er zu Ende Juni desselben Jahres ankam. Mit Eifer warf er sich auf das Studium der annamitischen Sprache, und konnte schon nach einigen Monaten unverdrossener Arbeit in der Landessprache predigen und Beicht hören. Ich sandte ihn mit einem alten Missionär, H. Hébert, aus, um sich in dem von der Provinz Thanh-hoa gebildeten Distrikt in der apostolischen Wirksamkeit zu üben. Dasselbst arbeitete Herr Béchet eifrig bis Ende Februar 1883; aber dann wurde er von einer hartnäckigen Erkältung befallen, aus welcher sich schließlich die Schwindsucht entwickelte. Genöthigt, jede anstrengende Beschäftigung aufzugeben, machte er zu seiner Zerstreuung kleine Reisen, und auf einer solchen — er befand sich in der Provinz Nam-Dinh und wollte sich eben von einer Pfarrei in eine andere begeben — war es auch, wo er am Dreifaltigkeitsfeste dieses Jahres, Sonntag den 20. Mai, gefangen genommen wurde.

Der Mandarin, der nur ein summarisches Verhör anstellte, verurtheilte den Priester, seine drei Katechisten und die zwei Christen zum Tode durch Enthauptung, und alsbald führte man die Verurtheilten zur Hinrichtung ab. Herr Béchet, der anfänglich geknebelt worden war, wurde seiner Bande wieder entledigt und legte mit sicherem Schritt den Weg zum Richtplatze zurück, auf welchem die kleine Schaar nach wenigen Minuten anlangte.

Die Vorbereitungen waren schnell beendet, und als nun die Soldaten mit blankem Säbel bereit standen, da hatte die letzte Lebensstunde für unsere Christen geschlagen: die Pforten der ewigen Herrlichkeit sollten sich vor ihren Augen aufthun. Nur noch wenige Augenblicke blieben ihnen, Augenblicke voll heiliger Weihe und kostbar für die Ewigkeit! Gott allein weiß, was damals im Herzen des Missionärs und der anderen dem Tode geweihten Opfer vorgegangen sein mag. Welch lebhafteste Gefühle des Glaubens, der Reue, der Liebe und des Vertrauens auf Gott und Maria mögen sie da zum Himmel emporgeschickt haben! Die Soldaten wollten mit dem Priester

den Anfang machen; aber seine Katechisten warfen sich, von einem edlen Schmerze erfaßt, über ihn, um ihn noch einmal zu umarmen und gleichsam eine Schutzwehr um ihn zu bilden. Der Missionär bittet nun um einen Augenblick Aufschub, sammelt sich, bringt noch ein Mal das Opfer seines Lebens und gibt sein Schicksal vertrauensvoll der Liebe und Gnade seines Erlösers anheim. Aber er ist auch priesterlicher Stellvertreter Gottes und hat als solcher noch eine letzte Pflicht zu erfüllen; darum heißt er seine Gefährten niederknien und von Herzen Reue und Leid erwecken. Sogleich werfen sich dieselben nieder und beten zur Verwunderung der neugierigen Umstehenden mit lauter Stimme das Neugebet, worauf dann der Priester ihnen zum letzten Mal die heilige Losprechung erteilt. Nachdem diese feierliche Handlung vollzogen war, enthaupteten die Soldaten, entgegen ihrem früheren Vorhaben, zuerst die Gefährten des Priesters; diese empfingen jeder nur einen oder zwei Säbelhiebe. Sodann kam die Reihe an den

Missionär. Da man ihn binden wollte, verlangte er frei zu bleiben, setzte sich dann ruhig und bot sein Haupt dem Henker dar. Seine Hinrichtung sollte länger dauern als bei den Übrigen; erst nachdem mehrere Schläge geführt waren, sank er zusammen, während der Scharfrichter seine Arbeit fortsetzte. Der Hals wurde buchstäblich zerhackt, bevor es gelang, den Kopf vom Rumpfe zu trennen.

Während der Mandarin dieses schreckliche Gemetzel ausführen ließ, ergriff man einen Christen, der nicht vom Gefolge des Priesters war, und der an seinem Skapulier erkannt wurde. Gleich bei der erstmaligen Frage: ob er Christ sei, scheute er sich nicht, seine Religion zu bekennen, und als man ihn fragte, was er thue, antwortete er, er sammle Blumen, um sie der heiligen Jungfrau darzubringen. Der Mandarin befahl sogleich, ihm den Kopf abzuschlagen.

Ein vierter Christ, der gehört hatte, daß eben ein Missionär enthauptet worden sei, und der nur der Eingebung seines Eifers und seiner Opferwilligkeit folgte, machte sich alsobald nach dem Orte der Hinrichtung auf, von dem er nur drei Kilometer entfernt war; er wollte näheren Aufschluß über den Vorfall haben und, wo möglich, die Leiche des Priesters zur Beerdigung erlangen. Vergebens hatten verschiedene Personen versucht, es ihm auszureden; laut betend hatte er sich auf den Weg begeben. Auf dem Platze der Hinrichtung angekommen, wurde er von den Soldaten des Mandarins angehalten. Man sagte ihm: „Du bist Christ; willst du deine Religion verlassen?“ Er antwortete: „Ich bete Gott in drei Personen an; Gott ist es, der uns geschaffen hat; ich würde es um nichts in der Welt wagen, ihm in's Angesicht zu schlagen. Wenn der Mandarin kein Erbarmen mit mir hat und mich tödten läßt, so bin ich bereit, den Tod zu erdulden.“ Bei einem zweiten Verhör gab er muthig dieselbe Antwort; er wurde dann zum



Kaspar Béchet, enthauptet den 20. Mai 1883.

¹ S. 214.

Tode verurtheilt, und als man ihn zur Hinrichtung führte, schlug man ihm zum dritten Male den Abfall vor, allein er wiederholte die nämliche Weigerung. Auf der Richtstätte angekommen, verlangte er einen Augenblick Zeit, um niederzuknien und zu beten. Die Soldaten, welche ungeduldig wurden, drängten ihn, sich zu beeilen; er aber vollendete ruhig sein Gebet; dann erhob er sich, und man schlug ihm das Haupt ab. Der glaubensvolle Mann, Soät mit Namen, war 37 Jahre alt, verheirathet und Vater zweier Kinder, eines Knaben und eines Mädchens. Auch sein Vater ist noch am Leben. Er gehörte zu einem jener Dörfer, die während der Verfolgung den Ruhm der Kirche und der Mission bildeten. Diese Christengemeinde, Kebang mit Namen, der Hauptort eines starken Pfarrsprengels, zählte etwas über 900 Einwohner; mehr als 150 der dortigen Christen, und zwar Leute von guter Familie, erlitten damals den Tod für ihren Glauben. Oft hörte man unseren edlen Soät, wenn er von der Verfolgung sprach, das Verlangen äußern, es möchte ihm vergönnt sein, das Blut für seinen Erlöser zu vergießen: Gott hat seine Bitte erfüllt!

So hatte also jener grausame Mandarin, der von Haß gegen den Gott der Christen erfüllt ist und nach dem Blute seiner Anbeter dürstet, binnen wenigen Stunden im Ganzen acht Opfer hinschlachten lassen. Die abgeschlagenen Köpfe wurden einem höheren Mandarin übersandt, der sich aber weigerte, sie anzunehmen, und sie einer frommen Frau zustellen ließ. Diese nahm sie mit Verehrung in Empfang, legte das Haupt des Priesters abge sondert in ein Kästchen und umgab es mit Blumen. Die der Katechisten und der übrigen Christen wurden zusammen in zwei große Körbe gelegt und auch auf Blumen gebettet. Als nach Verlauf von fünf Tagen die Erlaubniß gegeben ward, auch die Leichname der Blutzugehen wegzunehmen, wurde jedes Haupt wieder mit seinem Leibe vereinigt. Dann setzte der Pfarrer des Kirchspiels unter Betheiligung seiner Pfarrkinder die Leichen feierlich bei.

Der Mandarin seinerseits ließ nach jener furchtbaren Gewaltthat eigens zu diesem Zweck gefertigte Kreuze über alle Wege legen, welche zu dem Dorfe führten, in dem er seinen Aufenthalt hatte; er fürchtete nämlich, die Christen der benachbarten Gemeinden möchten sich zusammenrotten und ihn zur Rechenschaft über die begangene That ziehen, die allerdings an Willkürlichkeit und Ungerechtigkeit das Mögliche leistet. In der That fannen die Christen, welche sehr aufgebracht waren und eine Erneuerung des Gemekels von 1874 befürchteten, auf Rache für den Missionär und die ermordeten Christen; denn sie wußten nur zu gut, daß der Frevler sonst ohne Strafe

bleiben würde. Allein der Missionär hielt sie von jeder Gewaltthat ab und setzte sich schleunig von dem Vorgefallenen in Kenntniß. Ich habe sogleich bei den Vertretern Frankreichs und Annams Klage geführt; aber werden meine Vorstellungen eine wirksame Berücksichtigung erlangen? . . . Nahezu zwei Monate sind seit dem Verbrechen schon verflossen, und noch habe ich von keiner Bestrafung desselben gehört."

Den Märtyrern des apostolischen Vikariates West-Tongking schließen sich würdig die des chinesischen Nachbarsprengels Yunnan an, wo ebenfalls die Aufregung gegen die Christen groß ist. Auch hier steht an der Spitze der hingeschlachteten Opfer ein Priester, ein Mitbruder P. Béchets, P. Terrasse, unseren Lesern bereits aus zwei Nachrichten im vorigen Jahrgange bekannt¹. Beider Namen werden in Zukunft auch die Annalen der Gesellschaft der auswärtigen Missionen in Paris zieren, welche die weiten Länderstrecken Hinterasiens zum

Schauplatz einer an Opfern, Thaten und Erfolgen reichen Wirksamkeit gemacht hat. Da wir in einem besonderen Artikel die Verhältnisse von Yunnan eingehend besprechen, so lassen wir ohne weitere Bemerkungen den Bericht Msgr. Fenouils folgen, welcher als apostolischer Vikar von Yunnan am besten über die letzten Ereignisse genaue Mittheilungen zu machen im Stande ist.

„Mein letzter Jahresbericht hätte keineswegs vermuthen lassen, daß uns in Kurzem so große Unglücksfälle treffen würden. Wir erfreuten uns in der That seit längerer Zeit eines Friedens, wie wir ihn zur Ausbreitung der christlichen Lehre in diesen Ländern nur wünschen konnten. Die Befehungen waren zahlreich und auch nachhaltig. Die armen Heiden gewannen allmählich Vertrauen zu uns, und an mehr als einem Orte schien

das Gute zum Durchbruch kommen zu wollen. Allerdings ging es langsam, und unsere Neubekehrten, wenige ausgenommen, behielten nur unter vielen Schwierigkeiten die Anfangsgründe unserer heiligen Religion; allein jedenfalls bewiesen sie guten Willen, und so konnte das Übrige nur eine Frage der Zeit sein.

Das neue Jahr hat nun aber eine große Wendung der Verhältnisse gebracht; denn Gott dem Herrn hat es gefallen, unsere junge Mission mit großen Trübsalen heimzusuchen. Im Westen der Provinz hat sich der heidnische Pöbel gegen uns erhoben, und die Volksstimme spricht die Mandarine nicht alle von der Mitschuld an den vorgefallenen Gewaltthaten frei. Diese schreckliche Verfolgung hat in einem Augenblick



H. Terrasse, ermordet 28. März 1883.

¹ S. 197 u. 214.

sechs unserer schönsten Pfarrgemeinden nahezu vernichtet und fast überall den Eifer der kaum für das Christenthum Gewonnenen erlahmen lassen. P. Terrasse sollte der Erste sein, welcher der Wuth der Heiden zum Opfer fiel und seinen Glauben mit seinem Blute besiegelte. Ehe ich jedoch nähere Einzelheiten über seinen Tod mittheile, erlaube ich mir noch die Bemerkung, daß ich mich, um der Wahrheit möglichst getreu zu bleiben, ausschließlich an die Berichte von Augenzeugen halten werde.

Noch vor Ende December des Vorjahres besuchte ich den hochwürdigen Herrn auf seiner Station Tschang-yn, im Bezirk Lang-kong-hien. Meine bischöfliche Visitationsreise führte mich gerade in jene Gegenden. Schon damals fiel mir die feindselige Haltung der dortigen Heiden auf, sie stießen heftige Drohungen gegen die Christen aus und veranlaßten eine Art von Demonstration; jedoch kam es nicht zu eigentlichen Excessen, wohl mit Rücksicht auf die große Anzahl und die entschlossene Haltung der zur Begrüßung ihres Bischofs erschienenen Christen aus den Nachbargemeinden. Aber aufgeschoben war nicht aufgehoben. Am zweiten Weihnachtsfeiertag reiste ich ab. P. Terrasse begleitete mich, weil er eben die Runde in einigen entlegenen Stationen seines Bezirkes machen wollte; auf Ostern kehrte er dann wieder nach Tschang-yn zurück und taufte eine bedeutende Anzahl von Katechumenen, welche von Katechisten seit mehreren Monaten unterrichtet worden waren. Am 24. März kamen Leute in sein Haus, welche unter dem Vorwand, Bauholz zum Verkaufe anbieten zu wollen, die Örtlichkeit ausspioniren und sich über die Anwesenheit des Missionärs vergewissern wollten. Auch das schien sie zu interessieren, ob der Missionär augenblicklich bei guter Kasse sei. Man fertigte sie mit der Bemerkung ab, was für die Bedürfnisse des Hauses augenblicklich angeschafft worden sei, werde, wie landesüblich, beim nächsten Marktschluß richtig bezahlt werden; hätten sie etwas zu fordern, so würde man sie dann schon befriedigen.

In der Nacht vom 27. auf den 28. März — es mochte wohl drei Uhr Morgens sein —, erschien ein Haufe bewaffneter Leute unter wildem Geschrei vor dem Hause, in welchem Herr Terrasse mit sieben seiner Leute, Katechisten und Dienern, im Schlafe lag. Nach der Stärke des Geschreies zu urtheilen, mochten es wohl an die 300 Mann sein. Die Angreifer überschütteten das Haus mit einem Hagel von Steinen, welche das Dach durchlöcherten und von welchen der ganze Hofraum bedeckt wurde. Die Bewohner des Hauses, mit einem Male aus dem Schlafe aufgeschreckt, wurden von jähem Entsetzen befallen. Daß es den Christen galt, war ihnen sofort klar. Allein was thun? An Widerstand war nicht zu denken; dazu waren sie zu schwach, und ohnehin hatten sie keine Waffen. So versuchten einige zu entfliehen; doch fast noch im selben Augenblicke wurden sie ergriffen und auf der Stelle von den Eindringenden niedergemacht.

Nun erschien Herr Terrasse selbst. Er versuchte den Tumult zu beschwichtigen, aber die Schurken fielen unverweilt über ihn her. Die einen bemühten sich, ihn seiner Kleider zu berauben, die andern versehten ihm Messerstiche am Kopf, in der linken Seite und an der Kehle. Alle seine Begleiter kamen mit ihm um's Leben. Darauf kam die Reihe an die zwei einzigen Zeugen, die jene Schreckensnacht überlebt haben. Es sind zwei alte Wittwen, die beide schon 60 Jahre zählen, hier im Orte fremd sind und die sich hier eingefunden hatten, um sich dem Unterrichte der neuen Christinnen zu widmen. Die Mörder

ergriffen sie und schlugen sie grausam, bis sie ohnmächtig niedersanken, und brachten ihnen außerdem noch 17 Messerstiche bei. Man hielt sie für todt, plünderte sie aus und schleppte die vermeintlichen Leichname neben den von H. Terrasse. Allein trotz aller Mißhandlungen war, so unglaublich es auch scheinen mag, noch nicht alles Leben in ihnen erloschen. Beide erwachten allmählich wieder aus ihrer Ohnmacht und hörten bei vollem Bewußtsein, wie ihre Mörder äußerten, die Leichname müßten nothwendigerweise verbrannt werden, ehe man sich aus dem Staube mache. Wirklich bedeckte man die beiden Frauen wie die Ermordeten mit Stroh und suchte schon nach Holz für einen entsprechenden Scheiterhaufen. In der That eine entsetzliche Lage für die Armen! Gaben sie ein Zeichen des Lebens von sich, so war ihr Tod gewiß; auf der andern Seite stand ihnen ein qualvolles Ende in den Flammen bevor. Immerhin war es das Klügste, sich völlig ruhig zu verhalten, und daß sie dieß thaten, war ihr Glück; denn ein unvorhergesehener, sehr trauriger Zwischenfall sollte bald die Aufmerksamkeit der Feinde von ihnen abziehen. Während diese im Hause Holz suchten, erspähten sie ein neues Opfer. Es war eine junge christliche Frau, die sich eben in gesegneten Umständen befand. Die Unholde rannten auf sie zu und verlangten ihr Geld. Einer aber, ohne erst eine Erwiderung abzuwarten, stieß ihr sogleich seinen Dolch in die Brust und tödtete so sie und das Kind, das sie im achten Monate unter dem Herzen trug. „Laßt uns erst noch die Beute theilen,“ riefen nun die Unholde, „hernach wollen wir Alles miteinander verbrennen.“ Während sie sich nun um den besten Theil stritten, konnten unsere zwei Christinnen sich entfernen, ohne bemerkt zu werden. Sie hörten noch, wie die Strolche unter sich ausmachten, die Pferde Herrn Terrasse's dem Landesmandarinen Ye-tschuling zu bringen. Nach einigen Hundert Schritten trafen die beiden Wittwen einen gutherzigen Mann, der, obwohl Heide, bei ihrem Anblicke von Mitleid gerührt wurde. Er ging nach seinem Hause, holte zwei Kleider, gab sie ihnen und ermahnte sie, alles Aufsehen zu vermeiden und sich möglichst schnell davonzumachen. Das Alles haben nach ihrer eigenen Versicherung die beiden alten Lehrerinnen erlebt. Ihre Aussagen in Zweifel zu ziehen, liegt nicht der mindeste Grund vor. Doch kehren wir wieder zu P. Terrasse zurück.

Herr Le Guilcher, der in der Nachbarschaft angestellt ist, schreibt mir unter dem 21. Mai aus Ta-ly-fu:

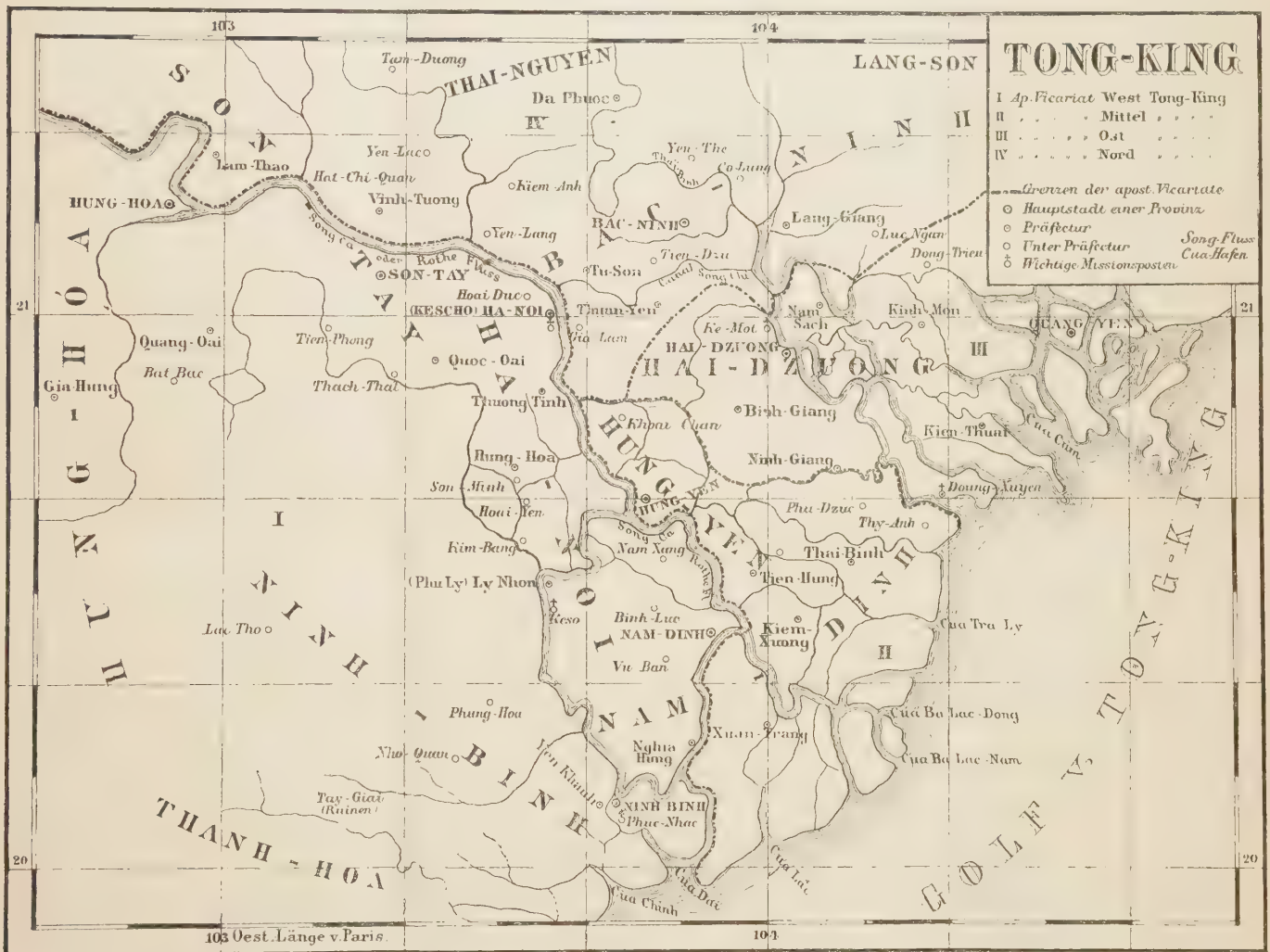
„Am 14. d. M. habe ich, begleitet von zwei Mandarinen aus Ta-ly-fu und Sang-kong-hien, die von ihren betreffenden Vorgesetzten abgeordnet waren, den Sarg Herrn Terrasse's öffnen lassen. Der Leichnam war eine Woche lang unbegraben liegen geblieben, und war jetzt 48 Tage alt. Die Wölfe und Wildschweine hatten denselben verschont, aber die Menschen hatten ihn in bejammernswerthen Zustand versetzt. Es war ein trauriges Bild, das der zurückgeschlagene Sargdeckel mich erblicken ließ: Die Augen ausgerissen, der Kopf abgeschnitten und quer gelegt, der Leib kassend und fast leer, da die Mörder Herz und Leber herausgerissen und verzehrt hatten. Dieser schrecklich verstümmelte Leichnam, den man in gänzlicher Entblößung gelassen und in einen Sarg gelegt hatte, der zu kurz war, hat noch manche andere Beschimpfung erfahren, deren Bericht ich dem Leser ersparen will. Ehe der Sarg wieder geschlossen wurde, nahm ich zuerst eines meiner Kleidungsstücke ab, und bedeckte damit einstweilen die theuren Überreste, bis der Tag kommt, wo wir denselben auch äußerlich die gebührenden Ehren erweisen können.

Nachdem unsere Feinde in Tschang-yn und seiner Umgebung alle Greuel zur Genüge verübt hatten, fielen sie über die benach-

barten Gemeinden her. So wurden Siao-ho-tong, Me-ty, Kan-tschuang, Mong-yün und Yang-py der Reihe nach verwüstet, geplündert und zerstört. Die Plünderung war allgemein und die Morde zahlreich. Wir kennen deren bereits eine große Zahl, wenngleich die Mandarine nur zwölf einräumen wollen. Gegenwärtig ist Alles auf der Flucht; würde freilich die Regierung wirksame Maßregeln ergreifen, um Ordnung zu schaffen, so wäre bald wieder Ruhe im Lande und jeder könnte unbesorgt zu seiner Herdstätte zurückkehren. Erst wenn die Gemüther wieder einigermaßen ruhig sind, wird es möglich sein, die Zahl der Opfer festzustellen, welche der unselige Aufbruch unserer Mission gekostet hat.“

Nur langsam verstanden sich die chinesischen Behörden zu einem ernstlichen Vorgehen gegen die Übeltäter. Ohne allen

Zweifel hätten sie die meisten der verübten Greuel überhaupt verhüten können, und die Christen haben gewiß, so gut wie alle anderen Staatsangehörigen, ein Recht auf diesen Schutz; aber da kommt eben die Abneigung der Chinesen gegen die christliche Religion als etwas vom Ausland Kommendes in's Spiel, und weil man eine offene Feindseligkeit kraft der bestehenden Verträge nicht zeigen darf, so drückt man um so lieber ein Auge zu, wenn sich heidnische Blindheit gegen die Bekenner des neuen Glaubens lehrt. Selbst die Räuberbanden, welche Yunnan, eine gebirgige Grenzprovinz, beunruhigen, erfreuen sich in diesem Falle einer gewissen Connivenz und scheinen das auch richtig zu merken und zu benützen. Hinterher allerdings fehlt es von Seiten der Mandarine nicht an



Worten des Bedauerns, daß so etwas vorgekommen sei; allein man kennt die chinesische Heuchelei und hat noch neuerdings Beispiele davon gesehen, so bei der tödtlichen Mißhandlung des apostolischen Provikars in Süd-Schantung. Schmählich benahmen sich besonders in Yang-py die Behörden.

„In dieser ansehnlichsten und blühendsten aller jener Gemeinden,“ so schreibt Mgr. Fenouil, „war die Überraschung eine vollständige. Sobald die Nachricht von den furchtbaren Blutschenen in Tschang-yün und seiner Umgebung hier anlangte, mahnten die Mandarine die Bevölkerung, nicht zu erschrecken, und bewogen besonders die Christen, von einer Flucht Abstand zu nehmen. Sie sicherten Allen ohne Unterschied einen ernst-

lichen und wirksamen Schutz zu. Im Vertrauen auf eine so tröstliche Verheißung blieb jeder in seiner Behausung; die Heiden zudem liefen ja doch keine Gefahr. Alles schien ruhig; nichts kündigte einen nahenden Sturm an. Allein mitten in der folgenden Nacht erhob sich unvermuthet ein höllischer Lärm in der ganzen Stadt; die Panik war allgemein; laut schrie man: ‚Nieder mit den Christen‘; überall Plünderung und Todtschlag, das Wuthgeschrei der Angreifer und das Hilferufen der Überrumpelten. Was soll man unter diesen Umständen von den Civil- und Militärmandarinen in Yang-py halten? Sieht ihr Benehmen nicht aus, als ob sie uns eine Schlinge hätten legen wollen? Man hat freilich nicht Be-

weise genug, sie zu verurtheilen; allein freisprechen möchte ich sie ebenso wenig."

Die Regierung hat eine Untersuchung angeordnet, jedoch ohne Zuziehung der katholischen Geistlichkeit. Der Richter Tsen ist allerdings ein erklärter Feind alles Europäischen; allein der hochwürdigste apostolische Vikar war seinerseits auch entschlossen, nichts unversucht zu lassen, um zu seinem Rechte zu gelangen, und im Nothfall selbst bis nach Peking zu appelliren.

Nachrichten aus den Missionen.

China.

Apostol. Vikariat Süd-Kiangsi. Der Oberhirte dieses Sprengels, Mgr. Hadrian Rougier, aus dem Orden des hl. Vincenz, schreibt Folgendes aus Ki-ngan-fu¹:

„Während dieser zwei letzten Jahre hat unser Herr das arme Vikariat Süd-Kiangsi mit vielfältigen Prüfungen heimgesucht. Überschwemmungen, Plackereien von Seiten der Heiden, Verfolgungen der Mandarine — kurz, nichts ist uns erspart geblieben. Einer unserer Mitarbeiter in diesem Weinberg ist wiederholt von seinem Posten zu Yong-nin vertrieben worden und mußte die Zerstörung der kleinen Kapelle mit ansehen, welche er als Sammelpunkt für die Christen der Nachbarorte erbaut hatte. Bis auf den heutigen Tag hat er umsonst bei den chinesischen Behörden wie bei dem Vertreter Frankreichs Gerechtigkeit verlangt. Im Bezirke Ngan-Yuen sind die Christendörfer geplündert worden, und mehrere Neubekehrte wurden grausam, zwei sogar bis zum Tode, mit Schlägen mißhandelt. Andere hat man wie Verbrecher in die Gefängnisse geworfen, und sie schmachten noch jetzt in denselben, fern von ihren darbenenden Familien, die zumeist von mir auf Kosten der Mission unterhalten werden müssen. Ebenfalls wurde ein erst neuerdings erbautes Kirchlein von unseren erbitterten Feinden niedergebrannt. Die Mandarine haben sich nach altem Brauch wieder mit Geld bestechen lassen, und es mit ihren lügnersischen Berichten erreicht, daß die Christen als die Ruhestörer, die wahren Schuldigen aber als die Vertheidiger des Vaterlandes erschienen. Meine Beschwerden in dieser Beziehung sind bisher sämmtlich fruchtlos geblieben.

Sogar hier in Ki-ngan wollten einige einflußreiche Gelehrte, welche den Unterpräfekten der Stadt auf ihrer Seite hatten, die Christen zwingen, Beiträge zur Verehrung der Götzenbilder zu zeichnen, und den Missionären den vor drei Jahren angekauften Bauplatz zu einer Centralniederlassung entreißen. Nur dem Dazwischentreten des französischen Consuls hatten wir es zu

¹ Ki-ngan-fu ist, wie bereits die Silbe „Fu“ bezeichnet, „Stadt ersten Ranges“ und der Hauptort im südlichen, gebirgigeren Theile Kiangsi's, das von den südlichen Binnenprovinzen dem Meere am nächsten liegt. Kiangsi umfaßt den Lauf und das Gebiet des ersten großen Nebenflusses des Yang-tse-kiang, und findet seine natürlichen Grenzen an den Wasserscheiden gegen das Weltmeer und des zweiten Nebenflusses des Blauen Stromes. Es ist, besonders in seinem nördlichen, tiefer gelegenen Theile sehr bevölkert (gegen 44 Millionen auf 3392 Quadratmeilen) und produziert das beste chinesische Porzellan, das sich durch seine blendend weiße Färbung kennzeichnet und in der Nähe der 400 000 Menschen zählenden Provinzialhauptstadt Nan-tschang-fu in 500 Öfen weißgebrannt wird. Es sollen in dieser Gegend, am Poyangsee, ungefähr eine Million Menschen mit der genannten Industrie beschäftigt sein.

Dies war jedoch nicht nöthig. Das Gericht entschied, wenn auch nach manchen Nergeleien, daß die Christen schadlos gehalten werden sollten, und man versprach dem Bischof energische Unterstützung. „Gegenwärtig,“ so schließt Mgr. Fenouil seine Mittheilungen, „gehen wir daran, die kostbaren Überreste unserer Blutzengen ehrfurchtsvoll zu sammeln und die um uns angehäuften Ruinen wieder erstehen zu lassen.“

verdanken, daß wir nichtsdestoweniger mit dem Baue unserer Wohnung, Kapelle und der mit einem Knabenseminar verbundenen Studienanstalt fortfahren konnten. Vermöge der außerordentlichen Almosen, die Sie uns gütigst zukommen ließen, und vermittelt der Gaben einiger anderer Wohlthäter, war es uns vergönnt, unseren unglücklichen Überschwemmten das Leben zu erhalten, ihre vom Wasser fortgerissenen Dörfer theilweise wieder aufzubauen und dieselben mit Kirchlein oder Kapellen auszustatten, die geräumiger und auch fester sind als die früheren.

Während jener Zeit hat sich indeß — Gott sei es gedankt! — die Zahl unserer Neubekehrten beträchtlich vergrößert. Über 100 Dörfer, die vordem rein heidnisch gewesen, haben uns Einlaß gewährt, und wir können zu unserer Freude jetzt schon die hübsche Zahl von 1300 Katechumenen verzeichnen, die diesen Orten angehören und recht gut gesinnt sind. Es befinden sich unter denselben 82 Erwachsene, deren Kinder, etwa 100 an der Zahl, beim letzten Besuche des Missionärs die Taufe erhielten. Noch so manche Ortschaften gäbe es, die vom Götzendienste lassen und uns berufen möchten, daß wir ihnen die frohe Botschaft verkündeten; allein der Teufel erweckt allerlei Hindernisse; man weiß den armen Leute bange zu machen, und so wird ihre Bekehrung auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben.

Die Haltung unserer jungen Christen ist durchaus befriedigend, ja oft bewundernswürdig. Ohne besonderen Beistand von oben läßt es sich wahrlich nicht erklären, wenn Christen, die eben die Taufe empfangen haben und kaum die gewöhnlichsten Gebete wissen, doch allen Verführungskünsten standhaft widerstehen, und sich lieber beschimpfen, ausplündern, einkertern, ja selbst todtschlagen lassen, als daß sie der Wahrheit untreu würden. Was würde erst der Fall sein, wenn sie, mit der Gnade der heiligen Taufe und der Firmung gestärkt, auch noch den Priester beständig in ihrer Mitte hätten, der sie ermuntern, anleiten und vollständiger in der Religion unterweisen könnte? Aber da heißt es: vorher überall Kirchen, Priesterwohnungen, Schulen, Katechumenenanstalten gründen, lauter Unternehmungen, die Auslagen erfordern, welche weit über unsere spärlichen Hilfsquellen hinausgehen."

Vorderindien.

Apostol. Vikariat Madura. Der apostol. Vikar, Mgr. Canoz, aus der Gesellschaft Jesu, schreibt aus Tritschinopoly unterm 16. December vorigen Jahres:

„Einer unserer Missionäre, P. Fabre, ist augenblicklich ganz mit der Zurückführung jener unglücklichen Christen beschäftigt, welche sich zur Zeit der Hungersnoth von den Protestanten zum Abfalle verführen ließen. Da diese verirrtten Schafe der geistlichen Gerichtsbarkeit des Erzbischofs von Goa unterstanden, so hatten wir, wie Sie sich denken können, bedeutende Schwierig-

keiten zu überwinden. Aber mit der Gnade Gottes gelang es trotzdem dem Bemühen des Vaters, bereits vierhundert von ihnen zur Umkehr zu bewegen, während er die übrigen ebenfalls bald zu gewinnen hofft. Gegen Ende September habe ich meinen Missionären das Schreiben Cardinal Simeoni's, des Präfecten der Propaganda, mitgetheilt, das uns im Auftrage Sr. Heiligkeit zu besonderen Gebeten aufforderte, die im Laufe des October zur Ehre U. L. F. vom Rosenkranze und für die Wohlfahrt der katholischen Kirche zu verrichten waren. Demgemäß begann mit dem genannten Monat in allen Kirchen und Kapellen unseres Vikariats das allgemeine Rosenkranzgebet. P. Laventure, der in Tulicorin stationirt ist, schreibt mir darüber so:

„Wir dürfen wirklich Gott dem Herrn und seiner heiligen Mutter auf den Knien danken für den Eifer, mit welchem unsere guten Paravers der Aufforderung unseres Heiligen Vaters nachgekommen sind. Zweimal täglich wird in unserer Kirche die Rosenkranzandacht gehalten, um 3 Uhr am Nachmittag und Abends um 7 Uhr; beim letzteren Male macht der Segen mit dem heiligen Sacramente den Schluß. Jedesmal aber ist die Kirche gedrängt voll Andächtiger, die eifrig nach der Meinung des Heiligen Vaters beten. Insbesondere gestaltete sich das Rosenkranzfest selbst zu einer glänzenden Kundgebung des Glaubens und der Frömmigkeit unserer Christen. An den zwei Tagen vor demselben waren wir im Weichstuhle zehn Stunden hindurch förmlich belagert. Am Feste selbst hatten wir den Trost, über 500 Frauen und mehr als 300 Männer zum Tische des Herrn treten zu sehen, welche den Jubiläumsablaß gewinnen wollten. Den ganzen Tag über war das heiligste Sacrament ausgesetzt, und bei der Anbetung desselben lösten sich die Gläubigen einander ab, unermüdet den Rosenkranz betend und für das Heil der Kirche und des Papstes flehend. Am Abend nach der feierlichen Vesper fand eine Prozession mit brennenden Kerzen statt, bei welcher unter lauten Gebeten und Gesängen auch eine Statue U. L. F. von Lourdes unter einem prächtigen Baldachin getragen wurde. Niemals hatte ich eine so große Menschenmenge hier versammelt gesehen, nie aber auch war ich Zeuge von einer gleich großen Sammlung und Andacht gewesen. Die Rosenkranzandachten haben schon sehr viel Gutes hervorgebracht, und ich zweifle nicht, daß die heiligste Jungfrau auch in der Folge noch ihre reichen Segnungen über ein Volk ausgießen wird, das so eifrig bestrebt ist, sie zu verherrlichen.“

Auch aus der **apostol. Präfektur Ost-Birmanien** berichtet P. Tancred Conti, Priester des Mailänder Seminars der auswärtigen Missionen, von Töngu unter dem 14. Dec. 1883:

„Die Gebete, welche der Heilige Vater für die ganze Welt ausstieß, haben sich aus dem Innern des fernen Birmanien während des ganzen Monats October zum Throne der Mutter Gottes erhoben. In drei verschiedenen Sprachen wurde der Rosenkranz in unserer Kirche gebetet; denn die Zahl der Andächtigen bestand aus englischen Soldaten, Birmanen und Karenen. P. Tornatore schreibt mir, im Gebirge, wo er das Evangelium verkündet, seien die Neubefehrten ebenfalls in Schaaren zum gemeinschaftlichen Rosenkranzgebete herbeigeeilt. Ferner sagte ich meinen Christen ein Wort über die traurige Lage des Papstes und forderte sie auf, von ihrer Armuth eine wenn auch noch so geringe Gabe für den Heiligen Vater darzubringen. Der Erfolg übertraf weit meine Erwartung, und ich konnte mich der Rührung nicht erwehren, wenn ich kleine Kinder ihre Pfennige für den ‚Jahan-Men-Gi‘ (d. h. den Fürsten, den großen und heiligen) darbringen sah. Ich bin so in der Lage, Ihnen 108 Mark 40 Pfennige für den Heiligen Vater übersenden zu können, eine wirklich großartige Gabe, wenn man die Armuth unserer Christen bedenkt.“

Apostol. Vikariat Bisagapalam. Nachstehend geben wir einen Auszug aus einem Schreiben P. Donaventura's an den hochw. P. Tissot, den Obern der Salesianer von Annecy:

„Vergangenen Sonntag wohnte ich der Einweihung der neuen Kirche von Bizianagram bei. Sie wurde mit aller Feierlichkeit von Msgr. Tissot vollzogen. Sowohl aus dem Civil- als dem Militärstande waren Viele dabei anwesend, unter ihnen auch der protestantische Militärgesellschaft und seine Frau. Beim Gloria des Pontificalamtes machte sich mit einem Male eine gewisse Bewegung unter den Anwesenden bemerklich: der Maha-Radscha von Bizianagram, der erlauchte Sproßling der Könige der ‚Stadt des Sieges‘, war eingetreten. Obgleich noch Heide, beugte er in der Kirche in Ehrfurcht das Knie vor dem höchsten Gott, dem Schöpfer des Himmels und der Erde. Mit sichtlich Freude betrachtete er dann das vollendete Gotteshaus: es ist größtentheils sein Werk. Nicht nur der Bau, sondern auch die Ornamente sind Zeugen seiner fürstlichen Freigebigkeit. Gefühle aufrichtigen Dankes erfüllen die Herzen seiner katholischen Unterthanen, und in warmen Worten ließ der hochw. P. Ricca denselben Ausdruck. ‚Erlauchter Sohn des erlauchtesten Vaters,‘ so rebete er ihn an, ‚seien Sie segnet im Namen Jesu Christi für diese Kirche; sie ist Ihr Werk. Möge Christus einen Blick der Barmherzigkeit auf Sie werfen und die edle Großmuth Ihres Herzens mit der ewigen Glückseligkeit belohnen! Ja, meine Brüder, flehen wir in gemeinschaftlichem Gebete zu unserem liebevollen Erlöser, daß er demjenigen, der ihm diesen Tempel gebaut, bereinst die ewigen Thore des Tempels seiner Herrlichkeit öffnen möge.‘

Nach der heiligen Messe empfing der Maha-Radscha unsere Glückwünsche, das Orchester spielte das Nationallied, und Alle kehrten dann mit den besten Eindrücken nach Hause zurück. Jetzt will ich Ihnen noch einen kurzen Bericht über die interessante Baugeschichte der neuen Kirche geben.

Früher besaß die Hauptstadt dieses schönen Reiches nur eine kleine katholische Kapelle. Bescheiden und ärmlich lag dieselbe wie verloren inmitten des ausgedehnten Soldatenquartiers. Sie war beim Beginne der Mission von Msgr. Tissot erbaut worden. Ohne zu klagen, erwartete der arme Pfarrer, der fast eine Viertelstunde von der Kapelle entfernt wohnte, geduldig die von der Vorsehung bestimmte Stunde der Abhilfe. Endlich schlug sie. Ein schönes, im Mittelpunkte des Quartiers sehr günstig gelegenes Haus wurde mit dem umliegenden Grundstück für 700 Rupien zum Verkaufe ausgebaut. Oft lenkte P. Domenge seine Schritte dahin, maß das Ganze nach allen Richtungen, entwarf schon den Plan einer neuen Kirche: aber — woher das nöthige Geld nehmen? Um diese Zeit traf es sich nun gerade, daß zwei irländische Schwestern vom hl. Joseph eine Privataudienz bei der Königin-Mutter erhielten. Die Fürstin sprach ihnen ihre Bewunderung aus über das Leben der Hingabe, der Entsagung und Armuth, das sie führten, und erkundigte sich huldvoll nach ihren Leiden und Freuden. Mit Bescheidenheit brachten nun die guten Schwestern ihr Anliegen vor: ihre Wohnung sei gar so enge; sie würden darin nicht nur von drückender Hitze, sondern auch von Schlangen und Ratten belästigt; leider könnten sie in ihrer Armuth nicht so bald auf ein besseres Unterkommen hoffen. „O! weiter nichts als das?“ unterbrach sie die edle Fürstin. „Was kann ich für Sie thun? Reden sie nur!“ Mit 700 Rupien, meinten die Schwestern, würde ihnen geholfen sein. Noch am Abende desselben Tages erhielten die Ordensfrauen von ihrer hohen

Gönnerin ein huldvolles Schreiben mit einer Gabe von 1000 Rupien (2000 Mark). Bald waren sie Eigentümerinnen des oben bezeichneten Hauses. Mit der ihnen eigenen bewunderungswürdigen Selbstlosigkeit überließen sie es jedoch dem Missionär unter der Bedingung, daß er dort eine würdige Kirche erbaue, und begnügten sich selbst mit dessen Wohnung.

Da die Kosten des Neubaus durch freiwillige Beiträge gedeckt werden mußten, so wurde eine Subscriptionsliste in Umlauf gesetzt; nach und nach mehrten sich die Unterschriften, Msgr. Tissot rundete die beigesteuerte Summe ab, und so sah sich der glückliche Missionär im Besitze von 2000 klingenden Rupien. Doch sollte das Werk nicht ohne Widerspruch und Kampf — das Siegel der Werke Gottes — zur Ausführung kommen. Das Soldatenquartier untersteht nämlich direct der

Militärbehörde. Ohne Genehmigung des Obercommandanten darf nicht das Geringste geändert werden. Nun gaben sich die Offiziere — mit einer einzigen Ausnahme lauter Protestanten — das Wort, die zum Bau nothwendige Ermächtigung zu hintertreiben. Dem gegenüber verdoppelte der Pater seine Gebete. Plötzlich brach nach einiger Zeit der Krieg mit Rampa aus und das Regiment erhielt Befehl zum Abmarsch. Nun wurde Major Buttler, ein Freund des Missionärs, Commandant in Vizianagram. Durch seine Vermittlung ging alsbald eine Petition an den Obercommandanten in Madras ab; die Ermächtigung wurde gewährt, und ohne Verzug der Bau in Angriff genommen. Als später das Geld ausging, mußten die Arbeiten freilich ein ganzes Jahr unterbrochen werden. Da stattete Msgr. Tissot in glücklicher Stunde dem Maha-



Landschaft aus Visagapalam.

Nadscha einen Besuch ab, und Dank der Freigebigkeit des Fürsten wurde nun das begonnene Werk ohne weitere Störung der Vollendung entgegengeführt."

Westafrika.

Apostol. Vikariat der Beninküste. Von Anfang an haben die hiesigen Missionäre ihr Hauptaugenmerk auf die Schulen gerichtet. Sie gingen dabei von der Überzeugung aus, daß eine dauernde Frucht und ächter christlicher Geist weit leichter bei der heranwachsenden Generation als bei den bereits Erwachsenen erzielt wird. Zudem kann eine gute Schule auch nicht verfehlen, höchst vortheilhaft auf die Bekehrung einzelner Familien, ja ganzer Stämme zurückzuwirken. Dieß haben

bereits in den sechziger Jahren die Schulen von Whydah und Porto Novo bewiesen, und gegenwärtig ebenso die von Lagos.

Letztere haben sich seit der Gründung der Mission (1868) immer mehr erweitert, und an der Stelle der elenden Bambushütten erheben sich jetzt zwei schmutze Schulgebäude, mit Backsteinen und weißem Mörtel freundlich aufgeführt. Freilich an Entbehrungen und Geduldproben fehlte es den guten Missionären und den Schwestern keineswegs; allein sie harrten gerne unter ihren Strohdächern aus, wetteiferten unter einander an Opfermuth und Seeleneifer, und ließen sich nicht erschrecken durch die Lücken, die der Tod in ihre Reihen riß. Schon 17 Todesfälle sind seit den 14 Jahren des Bestehens der Mission unter den Patres und Schwestern vorgekommen. Im Einzelnen theilt

uns ein Brief des hochw. P. Pagnon, aus der Gesellschaft der afrikanischen Missionen in Lyon, Folgendes mit:

„Die Zahl unserer Schulkinder beträgt gegenwärtig nahezu vierhundert. Dieselben vertheilen sich auf fünf Schulen, wie folgt: Die St.-Josephs- und die St.-Johannis-Schule sind für die Kleinen und zählen zusammen 150 Kinder, von denen die meisten nicht älter sind als acht Jahre; die Franz-Xaverius- und die Marien-Schule umfassen die Größeren, vom 8. bis zum 16. oder 17. Lebensjahre, und haben 200 Schüler und Schülerinnen. Die Kleineren lernen zunächst die Gebete, den Katechismus und das nöthige Englisch, denn Lagos ist seit etwa 10 Jahren eine englische Besitzung. Die Größeren lernen dann Lesen und Schreiben, Rechnen und überhaupt, was in Europa in guten Elementarschulen gelehrt wird. Über unsere kleinen Schwarzen sei uns noch die Bemerkung gestattet, daß sie ihren Altersgenossen in Europa, was Gedächtniß und Auffassungskraft angeht, durchaus nicht nachstehen.

Wenden wir uns nun zu dem sogenannten St.-Gregors-Colleg. Dasselbe wurde erst vor zwei Jahren eingerichtet und hat den Zweck, tüchtige Lehrer für die Schulen der Mission heranzubilden

und einen Theil unserer Zöglinge so weit zu befähigen, daß sie sich ebenso gut wie die Protestanten um eine staatliche Anstellung bewerben können. Deshalb geben wir ihnen außer dem englischen und mathematischen Unterrichte auch noch etwas Französisch und Lateinisch. Kapitän Malouey, der Gouverneur von Lagos, erwies uns die Ehre, in Begleitung von dreizehn angesehenen Einwohnern der Stadt unserer dießjährigen Prüfung beizuwohnen. Er wunderte sich sehr über die Fortschritte unserer Zöglinge und drückte seine große Zufriedenheit aus. Nachdem er auch den Prüfungen der protestantischen Schulen beigewohnt hatte, äußerte er sich nochmals dahin, daß unter den drei Mittelschulen in Lagos die St.-Gregors-Schule die Prüfungen am besten bestanden habe. Wie hier, so ist es von jeher in Lagos anerkannt worden, daß die katholischen Missionäre ihre unlängbare Überlegenheit über die protestantischen gerade ihrer guten Erziehungsweise zuschreiben haben. Die protestantische Religion legt in Lagos der Lüsterheit der Regier keinen Zügel an und begünstigt durchaus ihren angeborenen Hochmuth. Wenn diese Jungen, einen Pack Bücher unter dem Arme und einen ausgeprägten Stolz auf dem Gesichte, zur Schule gehen, scheinen sie sich Professoren zu dünken, ehe sie noch recht auf der Schulbank gegessen haben. Solche



Vegetation an der Beninküste.

Leute werden später einmal, wenn sie eine Stelle zu bekleiden haben, eine Last für ihre Vorgesetzten wie für ihre Untergebenen. Es ist auch Thatsache, daß man auf den Bureaus und in den Handelshäusern mit Vorliebe die bei uns gebildeten jungen Leute annimmt, weil sie mit der Kenntniß der wahren Religion sich zugleich jene Ehrlichkeit, Demuth und die übrigen christlichen Tugenden angeeignet haben, welche den, der sie besitzt, wohlgefällig vor Gott und wohlgelitten bei den Menschen machen.

Wenn so unsere Schulen beitragen, das zeitliche Wohl unserer ehemaligen Zöglinge zu fördern, so ist dieß noch viel mehr in Bezug auf ihre sittliche Haltung der Fall. Denn in Folge der genossenen Erziehung bewahren sich Viele tugendhaft in einer verkehrten und verdorbenen Welt. Diejenigen aber, welche bereits eine Familie gegründet haben, leben im besten häuslichen Frieden und bemühen sich aufrichtig, ihren Pflichten als christliche Eltern nachzukommen. Dieß gereicht uns zu großem Troste und erfüllt uns mit guter Hoffnung für die Zukunft.“

Westindien.

Apostol. Vikariat Jamaika. Unser Landsmann P. Schep-pach S. J. hat uns schon früher über seine Missionsthätigkeit

auf der Insel Jamaika berichtet. Derselbe ist augenblicklich mit einem Kirchenbaue in der 13 engl. Meilen von Kingston entfernten Gemeinde Friendship beschäftigt. „Sowohl Katholiken als Protestanten sagen mir,“ schreibt uns der Missionär: „Pater, wir werden sehr gerne in Ihre Kirche kommen; aber wenn wir den weiten Weg zurückgelegt haben, finden wir Ihre Kapelle schon übertoll und deshalb bleiben wir lieber zu Hause.“ Die Folge dieses Übelstandes ist, daß die Leute gleichgiltig werden oder gar die protestantischen Kirchen besuchen, welche wie Pilze aus dem Boden hervordachsen. Ich begreife nicht, wo all die Secten ihr Geld herbekommen. Hätte ich nur die nöthigen Mittel zum Bauen, so würden auch viele Nichtkatholiken zur wahren Kirche zurückkehren.“ — Dann gibt uns P. Schep-pach die folgende Beschreibung Jamaika's und seiner Bevölkerung:

„Wie bekannt, entdeckte Columbus auf seiner ersten Reise einige der Bahama-Inseln, Cuba und Haiti. Auf seiner zweiten Reise traf er Anstalten für die Kolonisation von Haiti und begab sich dann nach Cuba. Der wahre Charakter dieser Entdeckung, welche er gemacht hatte, war ihm noch ganz unbekannt, und er stand unter

dem Eindrucke, daß Cuba der äußerste östliche Punkt Asiens sei. Er glaubte, daß, wenn er der Küste entlang segelte, so würde er schließlich in Cattan ankommen. Indem er sich mit diesen Gedanken beschäftigte, hörte er wiederholt von den Eingebornen, mit welchen er immer zu verkehren suchte, von einer Insel, die im Süden liege und reich an Gold sei. Schon auf seiner ersten Reise hörte er etwas von dieser Insel und änderte daher den Cours seiner Schiffe und segelte nach der angegebenen Richtung. Nach einigen Stunden schon sah er die blauen Spitzen hoher Berge, und ein Fischer, welcher ihn begleitete, theilte ihm mit, daß dieses Land Raymaca heiße. Raymaca bezeichnet ein Land, das von zahlreichen Quellen durchzogen ist. Und in der That, Raymaca, das heutige Jamaika, ist überreich an frischen sprudelnden Quellen, während die Nachbarinsel Haiti arm an Wasser ist. Columbus erreichte zwei Tage nachher das Land. Er war voll Bewunderung und ganz entzückt, als er die großartige Scenerie des Landes vor sich sah. Die Nordküste Jamaika's bot die schönste Abwechslung von Hügeln und Thälern, von Wäldern und Wiesen. Er war auch verwundert über die reiche Bevölkerung der zahlreichen kleinen Dörfer. Als er auf zwei oder drei Meilen dem Lande sich genähert, sah er eine kleine Flotte von 70 Canoes, voll von Indianern, welche alle bunt bemalt und mit Federn geschmückt waren. Sie schienen aber weniger friedlich gesinnt als die Bewohner von Haiti und Cuba, denn sie schwenkten ihre hölzernen Lanzen und Schwerter und erfüllten die Luft mit ihrem drohenden Geschrei. Die persönlichen Maßregeln Columbus' verhinderten einen blutigen Zusammenstoß und sein Schiff landete in einem Hafen, welchem er wegen der wundervoll schönen Lage und Umgebung den Namen Santa Gloria gab. Gegenwärtig heißt dieser Hafen: Port Maria. Da aber dieser Hafen nicht den genügenden Schutz bot, und da er drei seiner Schiffe nothwendig ausbessern mußte, segelte er den nächsten Tag einige Meilen weiter westwärts, wo er einen mehr abgeschlossenen Platz für seine Schiffe fand; aber auch hier konnte er nicht landen ohne einigen Widerstand von Seite der Eingebornen. Ein Boot, welches er ausgesandt hatte, um die Tiefe des Meeres zu untersuchen, wurde von zwei Canoes angegriffen, aber die indianischen Pfeile trafen glücklicher Weise nicht. Er rief das Boot zurück und segelte mit seiner kleinen Flotte kühn in den Hafen, dessen Ufer von einer großen Menschenmenge angefüllt waren. Obgleich es Columbus widerstrebt, Gewaltmaßregeln anzuwenden, so glaubte er doch, daß es nöthig sei, die Indianer zu schrecken. Er sandte alle seine Mannschaft an das Land und einige Indianer wurden verwundet. Ein großer Hund wurde losgelassen, der die Eingeborenen so in Schrecken setzte, daß alle in größter Bestürzung nach allen Seiten auseinanderstoben. Dann nahm Columbus Besitz von dem Lande im Namen der spanischen Souveraine Ferdinand und Isabella. In aller Frühe des nächsten Morgens erschienen sechs Indianer als Friedensboten. Heutzutage existirt von dem ursprünglichen Volksstamm, der Jamaika bewohnte, auch nicht ein einziges Wesen, so gründlich haben die Spanier mit ihnen ausgeräumt in den 160 Jahren ihrer Herrschaft über Jamaika. Während des Protectorates von Oliver Cromwell wurde die Insel im Jahre 1655 von General Venables und dem Admiral Penn angegriffen und mit leichter Mühe erobert; seither blieb Jamaika in den Händen Englands. Die Insel ist 32 Meilen lang und 12 Meilen breit und hat 200 Quadratmeilen, ist in drei Grafschaften und 14 Distrikte getheilt. Die Einwohnerzahl beträgt $\frac{1}{2}$ Million; aber die Insel könnte dreimal diese Zahl beherbergen. Der weitaus größere Theil der Einwohner besteht aus Schwarzen, die als Sklaven von Afrika importirt wurden. Die Zahl der Weißen schätzt man auf 14 000, die der Braunen auf 109 000 und die der Schwarzen auf 444 186. Außerdem leben auf der Insel noch Kulis, 11 000 an Zahl, und ungefähr 100 Chinesen. Die Kulis bleiben nur für einige Jahre hier; sobald sie sich genug Geld erworben, kehren sie wieder nach Ostindien zurück. Da sie zart gebaut sind, können sie eigentlich schwere Arbeiten nicht verrichten und sind daher meistens Gärtner. Nicht weit von Kingston ist ein ganzes Kuli-Dorf; fast

der größere Theil von ihnen ist noch heidnisch; sie sind wirklich ein schöner Menschenschlag und haben einen sehr geweckten Verstand. Die Schwarzen sind von mittlerer Statur und kräftig gebaut; sie haben eine platt gedrückte Nase, ziemlich aufgeworfene Lippen und molliges Haar; sie sind nicht unbegabt und besitzen künstlerisches Talent. Ihr Charakter ist lebendig, gütig und gastfreundlich. Sie lieben die Musik ganz außerordentlich und singen ganze Nächte hindurch. Ihre Stimmen, besonders die der Frauen, sind ungemein rein und klangvoll. Durchschnittlich sind die Schwarzen arm; in den Städten versehen sie die gewöhnlichen Hausarbeiten, oder sind Schreiner, Schneider und Schuster. Jene, die auf dem Lande wohnen, haben Grundbesitz. Sie leben nicht in Dörfern zusammen, sondern jeder baut sich seine Hütte, wo es ihm am besten gefällt. Ihre Hütten sind noch von primitiver Beschaffenheit. Sie sind niedrig und haben wenig Licht. Es ist aber auch ganz überflüssig für sie, bessere Häuser zu besitzen, denn sie sind den lieben langen Tag im Freien und benützen ihre Hütten nur Nachts; von einem Bette oder einer Bettstelle ist natürlich keine Spur vorhanden, sie strecken Matten, auf denen sie Nachts schlafen. Ihre Hauptnahrung ist die Yamswurzel, welche dem Geschmack nach unserer Kartoffel ähnlich ist. Außerdem haben sie noch die unzähligen Arten feinsten Früchte, welche in Europa eine wahre Delicatesse und nur für schweres Geld zu haben sind: die feinsten Melonen, Bananen, Mangos, Kokosnüsse, Birnen &c. Und das Angenehmste dabei ist, daß sie sich all dieser Früchte ohne Arbeit erfreuen können. Aber gerade der große Reichtum an Früchten ist der Grund, daß die Schwarzen sehr wenig arbeiten und deshalb auch arm sind. Stunden und Tage lang liegen sie im Schatten der Fruchtbäume und singen und rauchen und essen. Ich sagte, daß sie während der Woche sich meistens von der Yamswurzel und Früchten nähren; am Sonntag aber essen sie Schweinefleisch. Es ist interessant, einem solchen Fleischverkauf auf dem Lande zuzusehen. Derselbe geschieht gewöhnlich am Samstag Morgen. Wenn ich auf meine Missionsstation reite, verlasse ich in der Regel schon um 4 Uhr Morgens die Stadt, um die frische und kräftigende Morgenluft zu genießen. Nach einem Ritt von ungefähr zwei Stunden höre ich auf einmal den Klang einer Trompete, die von Alter und Mißhandlung so mitgenommen ist, daß sie ihrem schwarzen Bläser oft die Dienste versagen will; darum kümmert sich aber der schwarze Trompeter nicht; mit wahrer Todesverachtung und mit zum Zerspringen aufgeblasenen Backen versucht er dem halbstarrigen Instrumente einige Töne zu entlocken, und wenn dann das Instrument seiner Beharrlichkeit und Anstrengung nachgibt und die herzerreißenden Töne in den Bergen wiederhallen, schaut er mit Stolz um sich, als ob er sagen wollte: Bin ich nicht ein wackerer Musiker? Sobald der Schall der Trompete im Wald und in den Bergen wiederhallt, da strömen von allen Seiten die Schwarzen herbei, denn sie wissen, daß die Trompete verkündet, heute, Samstag, werde Schweinefleisch verkauft. Jede schwarze Dame muß nämlich ihrem schwarzen Herrn Gemahl am Sonntage das Beste geben, was sie bekommen kann; denn der Sonntag ist für sie ein hoher Tag, da wird einfachhin Alles verzehrt, was sich im Hause vorfindet. Und wenn sie auch an Werktagen schlecht gekleidet oder halb nackt umhergehen: am Sonntage hat Er und Sie, und Sie und Er, einen fein gewaschenen, blendend weißen Anzug am Leibe. Sie liegen den ganzen Tag vor ihrer Hütte und plaudern und rauchen und singen, während die Kinder, Kobolben gleich, sich herumbalgen. Sobald sie den Priester auf seinem Pferde daherreiten sehen, stehen alle auf und rufen: Guten Morgen, Vater, guten Morgen! Sie sind nicht zufrieden, wenn man im Allgemeinen erwidert: Guten Morgen, Gentlemen! sie wollen, daß man es jedem einzeln sage. Wenn einer der kleinen Kobolde den Priester sieht, ruft er gleich: Good morning, Father! Hat er seinen Gruß erhalten, so kommt gleich ein anderer kleiner Herr in langem Semde und sagt wieder: Good morning, Father! und dann kommt eine kleine, schwarze Lady, und so fort, bis jedes von ihnen seinen speziellen Gruß erhalten hat. Es ist interessant, dem Frühstücke oder

Mittagessen dieser kleinen, schwarzen Schaar zuzusehen. Alle sitzen im Kreise in der Hütte, bis die schwarze Frau Mama eine Schüssel voll Yamswurzeln unter die kleine Schaar stellt; wie die Habichte fallen sie darüber her und greifen mit beiden Händen nach dem größten Stücke. Das jüngste und kleinste kommt natürlich bei dieser Gelegenheit immer etwas zu kurz und fängt dann gräßlich an zu schreien. Auf einmal kommt die zürnende Mama herein, und nun sucht jeder der kleinen Diebe sich durch die Flucht zu retten; der eine entflieht durch die Thüre, der andere kriecht durch ein Loch, um das Freie zu gewinnen, aber die empörte Mutter erwischt eines seiner Beine und zieht ihn zurück in die Hütte, und ob er will oder nicht, er muß einen Theil seiner Beute abgeben. Nach verzehrtem Mahle setzen sich Alle vor der Hütte nieder und wärmen sich an der tropischen Sonne, Seerobben gleich. Es ist eine Eigenthümlichkeit der Schwarzen, daß es ihnen in der Sonne nie zu warm wird, selbst am Mittage nicht; ein Europäer würde unseßbar den Sonnenstich bekommen. Aber diese Schwarzen haben eine Schädelhaut, die erstaunlich dick ist. Haben sie mit einander Streit, so machen sie es wie die Stiere, indem sie mit ihren Köpfen auf einander losgehen; da sollten Sie einmal hören, wie das wiederhallt. Man kann gar nicht begreifen, wie sie sich nicht gegenseitig die Köpfe einrennen. Die Schwarzen sind sehr gute Reiter; schon der kleine Bube sitzt so fest im Sattel, daß er mit dem Pferde verwachsen zu sein scheint. Ihre Verwegenheit kommt ihnen aber oft theuer zu stehen. Doch genug für heute: im nächsten Briefe erhalten Sie die Fortsetzung dieser Skizzen über Jamaika.“

Aus verschiedenen Missionen.

Über das Wirken der Schulbrüder zu Trapezunt äußert sich der dortige spanische Viceconsul, wie folgt: „Im Schuljahr 1882/83 sind die Prüfungen ausgezeichnet ausgefallen, und man ist einig im Lobe ihres Unterrichtes. Die Preisvertheilung, welcher die Civil- und Militärbehörden, der griechische und der armenische Bischof und fast die ganze europäische Kolonie anwohnte, verlief glänzend. Die Zöglinge führten ein französisches Schauspiel auf. Dabei konnten sich die Zuhörer nicht genug über die Reinheit ihrer Aussprache wundern. Es muß in der That schwer halten, den hiesigen Armeniern eine derartige Fertigkeit beizubringen, weil sie sonst eine sehr harte Mundart reden.“ Man lobt sehr das Verhalten des griechisch-schismatischen Bischofs von Trapezunt, Gregorius, der, in seltenem Gegensatz zu den meisten griechischen kirchlichen Würdenträgern, Bescheidenheit und wissenschaftliche Bildung in sich vereint, und sich überhaupt von dem Fanatismus der Nichtunterten fern hält. Bei dem neulichen Besuche des apostolischen Delegaten von Athen erwies er demselben so viel Aufmerksamkeit, daß dieß zu den besten Hoffnungen berechtigte. In der That nahm der Delegat keinen Anstand, bei dem Diner, das der Consul von Griechenland ihm zu Ehren gab, die Hoffnung auszusprechen, beide christliche Gemeinden in Völbe vereinigt zu sehen. — Mesopotamien. Am Donnerstag, dem 26. Juli des vorigen Jahres fand in Marbin die Einweihung einer bescheidenen Herz-Jesu-Kapelle im Kloster der Franziskanerinnen statt. In Abwesenheit des apostol. Präfecten nahm P. Johannes O. Praed. die Feier vor. Anwesend waren die Vertreter des syrischen, armenischen und chaldäischen Ritus. Natürlich geschah das Möglichste, um die Feier zu einem Ereigniß für Marbin zu machen. Am Abend verherrlichte ein bengalisches Feuer auf der Terrasse des Conventes den denkwürdigen Tag und erfreute auch die Bewohner der Stadt, die tiefer liegt als das Kloster. Drei Tage später taufte P. Joseph als Erstlingsfrucht des neuen Heiligtums einen 45jährigen Muselman, der sich durch die mit dem Uebertitte verbundenen Schwierigkeiten nicht von demselben abschrecken ließ. Am folgenden Herz-Jesu-Freitag empfing er zum ersten Mal die heilige Kommunion und gestand nachher unter Thränen des Trostes: „Mein Herz ist zufrieden; denn ich weiß, daß ich in der Wahrheit bin; ich werde auch nie mehr zur Religion Mohammeds zurückkehren, man mag mir anthun, was man will.“

— Huape. Aus einem Briefe der Mutter Oberin des Klosters zu Hanku erhalten wir folgenden Bericht über den Stand dieses Ordenshauses im Jahre 1882: Schwestern vom dritten Orden des heiligen Franziskus 12, Postulantinnen 38, Interne 125, Findelkinder 209, erwachsene Personen, die im Laufe des Jahres die Taufe empfangen, 82, Mädchen, welche nur den Schulunterricht besuchen, 337, kleine Kinder in der Bewahranstalt 670, im Vorunterricht und Neugeborene 170, arbeitsunfähige Frauen 42. Dazu kommt noch die Thätigkeit der Schwestern im Krankenhause: Besucht und mit Arzneien versehen wurden 1484 auswärtige Patienten, innerhalb des Spitals wurden operirt und fanden ärztliche Behandlung 452, gestorben sind 34, die heilige Taufe empfangen 49.

Die Congregation der Propaganda hat zum Präfecten der Missionen der unbeschuhten Karmeliten in Syrien den hochw. P. Emmanuel vom Kreuz ernannt. — In Alexandrien wurde jüngst feierlich der Grundstein zum Wiederaufbau der Lazaristenkirche gelegt, die seiner Zeit unter dem Wirrwarr des Aufstandes niedergebrannt worden war. — Die Kapuzinermisionäre, welche die Wiederaufnahme der Mission unter den Gallas versuchen sollen, sind glücklich in Schoa, der südöstlichen Provinz von Abessinien, angelangt. Menelik, der gegenwärtige Beherrscher des Landes, zeigt sich ihnen sehr gewogen, wies ihnen eine für den Verkehr günstig gelegene Ortschaft zum Aufenthalt an und gewährte ihnen volle Freiheit, auf die Gallasstämme einzuwirken. Den eigentlichen Abessiniern gegenüber ist freilich noch immer große Vorsicht geboten, um nicht die Eifersüchteleien des eutychanischen Klerus wachzurufen. — Das apostol. Vikariat der Mongolei, welches der belgischen Congregation des unbefleckten Herzens Mariä anvertraut ist, wurde nach einem Beschlusse der Propaganda in drei selbständige Vikariate getheilt, Mittel-, Südwest- und Ost-Mongolei. Das ganze Gebiet zählt freilich erst 14 000 Neubekehrte; indessen zeigen sich an verschiedenen Punkten desselben Strömungen zum Christenthum hin, und, um diese besser zu fördern, hat Msgr. Bar um eine Theilung des riesigen Arbeitsfeldes nachgesucht. Während er selbst das mittlere Vikariat behalten wird, soll das südwestliche an P. Alphons de Vos, und das östliche an P. Theodor Hermann Nütjes, beide aus der oben genannten Genossenschaft, verliehen werden. — China. Manche unserer Leser werden sich vielleicht noch an unseren Bericht über die Mißhandlungen erinnern, welche P. Martin Böll O. S. Fr. in Ta-ts von den Chinesen zu erdulden hatte. Um so erfreulicher ist, daß jene Leute, die Bewohner eines gebirgigen Landstrichs, ihr Unrecht eingesehen haben und zum großen Theile Christen geworden sind. Bereits erhebt sich an einem reizenden Punkte der Kobbau für eine Kapelle U. L. Frau von Lourdes, zu welcher P. Böll selbst den Plan gemacht hat. Man hofft, mit der Zeit alle Einwohner jener Gegend zu gewinnen. Gegenwärtig ist die Gegend jedoch in Folge von Mißernte, Überschwemmung und Hunger hart heimgesucht, ein Umstand, der auch die Vollendung jenes Heiligtums unliebsam verzögert. — Kongo. Wie aus Loango gemeldet wird, ist P. Angouard mit einer beträchtlichen Karawane nach dem Stanley-Pool aufgebrochen. Herr de Brazza, der sich bereits daselbst befindet, wird ihm behilflich sein, diesen für das Missionswerk so wichtigen Posten zeitig zu besetzen. — Die Mission Ober-Kongo verlor eine bedeutende Stütze an dem jüngst verstorbenen Abbé Guyot, apostolischen Missionär und Priester der Diözese Algier. Derselbe hatte zweimal mit den algerischen Missionären die Reise von Sansibar an die großen Seen gemacht, bei diesen Expeditionen große Dienste geleistet und gedachte nun dem Unternehmen von Westen her nützlich zu sein. Er ist der erste aus den Reihen des Klerus von Algier, welcher sein Leben im Dienste des Missionswerkes geopfert hat. — Der ganze westliche Sudan ist in der Gewalt des Mahdi, und seit seinem glänzenden Siege über Hicks Pasha ist auch der östliche Sudan und Chartum so gut wie verloren. Man meldet aus Kairo, der Mahdi verlange für die in El Obedt gefangenen 4 Missionäre und 5 Nonnen das ungeheure Lösegeld von 2000 Pf. Sterl.

(40 000 M.). Dagegen soll einer Depesche aus Kairo vom 22. December zufolge das gesammte katholische Missionspersonal von Chartum wohlbehalten in Verber eingetroffen sein. Die Regierung habe ihnen für diese Reise Kameele und Lebensmittel zugewiesen. — Sansibar wurde zur Würde eines apostol. Vikariates erhoben und erhielt Msgr. Rudolph de Courmont aus der Congregation vom heiligen Geiste zum ersten Titularbischofe. — Am untern Sambesi ist wiederum einer der Missionäre dem mörderischen Fieber erlegen, P. Riviere S. J., einer der besten Kenner der arabischen Sprache und der erste, welcher eine Grammatik der Kabylen Sprache verfaßte. Er war nämlich Missionär in Algier, bis ihn die Geseke vom

29. März aus dieser Mission vertrieben; da ging er in die Sambesi-Mission, wo ihn ein viel zu früher Tod ereilte. — Infolge eines neuen Orkanes im Monat August sind die Bewohner und Missionäre der Schiffer-Inseln (Samoa) in die bitterste Noth gerathen. Die Eingebornen müssen sich mit einem geringen Vorrath von Kokosnüssen behelfen; den europäischen Familien wird allwöchentlich eine Ration von je 10 Pfund Reis verabreicht — Gerade genug für eine Familie, um nicht Hungers zu sterben. Die Missionäre retteten einen kleinen Mehlvorrath, der ihnen unter gewöhnlichen Verhältnissen eben für 14 Tage ausgereicht hätte.

Für Missionszwecke.

	Markt.		Markt.		Markt.
Für die dürftigsten Missionen:		Papalino	3.—	Papalino	3.—
Aus Hohenzollern-Sigmaringen	200.—	Durch Herder & Co. in München	87.25	Durch Pfarrer Zürn in Settingen	31.67
Durch Fr. Joseph Richter in Ellwangen	300.—	Kaplan Remlinger	100.—	Von J. S. in Fischbachau	30.—
Ma.	10.—	Für die Jesuiten-Mission am Sambesi		Durch Kaplan Remlinger	100.—
Von B. M. in Luzern	21.52	(Sibakirila)			
" S. Luzgach in Uscie	3.43	" O Jesu, fac me sacerdotem secundum cor		Für den Franziscus-Faberius-Verein:	
" N. Biechers, Kaplan in Altdorf	20.—	tuam	1.68	Von Pfr. Ehret in Wölferbach	10.—
Kaplan Winder in Gammertingen	30.—	Von R. N. in S.	7.—	" G. Frankmann in Oftercappeln	29.30
" Hauptmann Grillwiger in Graß	13.88	" S. Schmitz in Hohenbrugg	10.96	" Ungenannt	5.—
" J. S. in Straßburg	20.—	" Mayen G. S.	200.—	Papalino	7.50
" Peter Barthol, Pfarrer in Hünje	4.76	Aus Würdental, Österreichisch-Schlesien	10.14	Für die Nordischen Missionen:	
" G. A. Reich, Vikar in Züllich	5.—	Von der Gemeinde Langendorf, Schlesien	51.—	Durch Wymandsrade	150.—
" Ungenannt	2.—	Durch Vermittlung des Herrn Ofter in Aachen	260.—	" die „Ermänd. Zeitg.“ in Braunsberg	100.—
" Pfarrer Frägle in Gurtweil	20.—	Aus Dören	50.—	" Ad majorem Dei gloriam	10.—
Aus Rippes	100.—	Durch Rev. Brehmann in Toledo, Ohio	251.40	Für das Missionshaus in Stehl:	
Von B. R.	10.—	" Rector Schmitz in Altdorf	50.—	Ein Bräutigam: „A. M. D. G.“	6.—
Odenburg, Ung., 12/L: „Es leben unsere		Vom Missionsverein Sonthofen	20.80	Durch das „Westfäl. Volksblatt“ in Paderborn	39.—
Magnaten“	33.70	Von S. in Berl	5.—	Von Pfarrer Renisch in Renischen	50.—
Aus Redarhausen G. R.	2.—	Durch den „Jpf“ u. das „Kathol. Wochenblatt“		Für den Bau der Elisabethen-Kirche in	
" S. R.	2.—	in Dingenheim	43.—	Eisenach:	
" von einem Mitglieb des		" Kaplan Remlinger	50.—	Vom Bonifazius-Verein Burghausen	20.—
III. Lebens	3.—	" Domprediger Steigenberger, Augsburg	320.—	Für den Missions-Verein:	
Von Dr. Scheben, Prof. in Köln	10.—	Für die Missionen in Afrika:		Von Euphrosina Schurr in Merdingen	2.—
" Ungenannt	50.—	Von Ant. Weber, Benef. in Genjer	1.69	Durch den „Jpf“ u. das „Kathol. Wochenblatt“	
" M. F. Buchhalter in Passau	30.—	Aus der Pfarrei Geisenhausen	5.—	in Dingenheim	178.50
" Mayen, G. S.	100.—	Durch B. Kleiner, Beichtvater in Gmünd	15.—	Für den Kirchenbau in Halle:	
" einem Verstorbenen in Bohl	40.—	Von S. in Berl	5.—	Von Ott. St. in M.	10.—
" Mi Jesu, Misericordia! Aus Pr.	3.—	Durch die „Ermänd. Zeitg.“ in Braunsberg	212.50	Für Verkauf und Unterhalt von Heiden-	
Von B. aus Eichstätt	25.—	" Kaplan Remlinger	50.—	kindern:	
Durch P. Ed. Huber in Zinnenstadt	15.60	Von B. Fuchs in Werham, Winn., durch B.		Von P. Ed. Huber in Zinnenstadt	53.—
Von B. M. in Buch b. J.	25.—	Herder, St. Louis, Mo.	82.—	Vom Cäcilien-Gesangchor der Vorstadt-pfarrei	
" Ernst Dreißig in Nafau	3.—	Für nothleidende Priester in Sibirien:		St. Andrea in Graß	20.15
" S. in Berl	5.—	Durch den „Jpf“ u. das „Kathol. Wochenblatt“		Von Ungenannt	25.—
Papalino	3.46	in Dingenheim	26.25	" In honorem St. Francischi Seraphici	5.5
Durch Pfarrer Dold in Birndorf	10.—	Für das Vikariat Alibabaska-Madenzie:		Von R. N. in Frankfurt a. M.	21.—
" Zürn in Settingen	18.30	" Von R. N. in S.	7.10	" Gott segne und beschütze die katholischen	
" den „Jpf“ u. das „Kathol. Wochenblatt“		" G. v. G. von Schloss Meirelbede, Belgien	16.20	deutschen Studentenverbindungen	10.—
in Dingenheim	36.—	" Rector B. in D.	10.—	Durch A. Engelke, Kaplan in Duerstadt	24.—
Aus Graßing	25.—	" Wils.	80.—	" M. Steigenberger, Domprediger in	
Durch die „Ermänd. Zeitg.“ in Braunsberg	5.—	" R. N.	50.—	Augsburg	300.—
Kaplan Remlinger	300.—	" Ferd. Walch, Exposit. Müßelbach	— 34	Von S. in Berl	5.—
Von Thom. Tröndle in Canton, D., durch B.		" Ungenannt	5.—	Durch den „Jpf“ u. das „Kathol. Wochenblatt“	
Herder, St. Louis, Mo.	1.—	" B. B. v. Pfarrer aus Krain	84.25	in Dingenheim	179.—
" Jol. Dahm in Eagle Harbor, Mich.	4.—	Ein unbekannter	42.12	Als Christgeheimt.	4.—
Für die Missionen in China u. Tongking:		Von J. a. J.	3.23	Für Verkauf und Unterhalt von Neger-	
Von Fräulein B.	20.—	" Pfr. Sträbele in Fischbach	30.—	kindern:	
" Wittve Götte in Paderborn	400.—	" Mi Jesu, Misericordia! aus Pr.	4.—	Von Kaplan Frank in Capellen-Gilberath	25.—
Durch das „Westfäl. Volksblatt“ in Paderborn	261.—	Durch die Deutsch-Ordens-Schwester in		" S. in Berl	5.—
Aus der Pfarrei Geisenhausen	6.—	Tropbau	118.4	" Ott. St. in M.	20.—
Von S. in Berl	5.—	" das Missionshaus der Gesellschaft Jesu		Durch die „Ermänd. Zeitg.“ in Braunsberg	558.—
Durch Pfarrer Dold in Birndorf	10.—	in Steyer	101.9	" Ad majorem Dei gloriam	10.—
" den „Jpf“ u. das „Kathol. Wochenblatt“		" Salve regina	4.25	Pro Papa:	
in Dingenheim	10.—	Von R. N. in Frankfurt a. M.	15.—	Vom Pfarrhaus in Merdingen	2.50
Aus Witting	2.70	" Fr. Beck in Weiterdingen	14.—	Von Ungenannt	2.50
Durch die „Ermänd. Zeitg.“ in Braunsberg	105.92	" Dr. Gutberlet in Würzburg	29.31	" A. aus Eichstätt	75.—
Von J. Schneider in Weidenhorn	10.—	Durch Pfarrer Dold in Birndorf	10.—	Aus Kirchgarten	30.—
Für die deutsche Mission in Constanti-		Von Ott. St. in M.	10.—	Von Pfr. Ehret in Wölferbach	1.4
nopol:		Durch die „Ermänd. Zeitg.“ in Braunsberg	5.—	Vom Missionsverein Sonthofen	2.—
Von G. Frankmann in Oftercappeln	3.—	" Ad majorem Dei gloriam	5.—	Papalino	6.—
Für die orientalischen Schulen:		Von Ungenannt	20.—	Durch Pfarrer Zürn in Settingen	66.37
Durch den „Jpf“ u. das „Kathol. Wochenblatt“		Für den Kindheit-Jesu-Verein:		" die „Ermänd. Zeitg.“ in Braunsberg	23.50
in Dingenheim	47.—	Vom Pfarrhaus in Merdingen	19.—	" Kaplan Remlinger	50.—
" Parate viam Domini	3.80	Vom Kaplan Frank in Peterwitz	14.10	" Ad majorem Dei gloriam	5.—
Durch die „Ermänd. Zeitg.“ in Braunsberg	100.—	Durch P. Ed. Huber in Zinnenstadt	40.—	Für verschiedene Zwecke:	
" Kaplan Remlinger	50.—	Von Th. L. Rheine	10.—	Durch M. Friedl, Red. in Donauwörth	7.50
" die „Königliche Volkszeitung“ in Köln	12.—	" B. M. in Buch b. J.	25.—	Vom Missionsverein Sonthofen	10.—
Für die Missionen in Palästina:		" Kaplan Frank in Capellen-Gilberath	25.—	Durch die Erzbischöf. Kanzlei Freiburg	110.—
" Misere mei Deus, secundum magnam		Durch Pfarrer Zürn in Settingen	16.95	" Pfr. Dold in Birndorf	30.—
misericordiam tuam	47.64	" den „Jpf“ u. das „Kathol. Wochenblatt“		" St. A. B. S.	13.50
Durch die „Ermänd. Zeitg.“ in Braunsberg	9.—	in Dingenheim	100.—	" den „Jpf“ u. das „Kathol. Wochenblatt“	
Kaplan Remlinger	100.—	" die „Ermänd. Zeitg.“ in Braunsberg	8.—	in Dingenheim	90.25
Für nothleidende Missionspriester zur		Kaplan Remlinger	100.—	" Herder & Co. in München	35.50
Verfolgung von heiligen Messen:		Von G. Frankmann in Oftercappeln	20.50	" die „Ermänd. Zeitg.“ in Braunsberg	19.—
Durch Kaplan Späth in Peggib.	232.—	Für den Bonifazius-Verein:		Aus der Diözese Würzburg	25.—
Von S. S. Schon b. Essen	10.—	Vom Bonifazius-Verein Burghausen	50.—	Von Pfarrer Roggo in Gurnels	32.40
" Kaplan Frank in Peterwitz	18.—	Von Kaplan Frank in Peterwitz	7.61	Durch die Bischofshofe Nottenburg	244.30
" Date ut detur vobis	7.55	" Pfr. Ehret in Wölferbach	10.—	Von Daniel Kempf in Mt. Galvarn, Wisc.,	
		Durch B. Kleiner, Beichtvater in Gmünd	5.—	durch B. Herder, St. Louis, Mo.	34.—

Unter Mitwirkung einiger Priester der Gesellschaft Jesu herausgegeben von F. J. Sutter, Theilhaber der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg. Buchdruckerei der Herder'schen Verlagshandlung in Freiburg (Baden). — Redaktionschluss und Ausgabe: 15. Februar 1884.

Der Abdruck der Aufsätze der „Katholischen Missionen“ ist nicht gestattet, der der Nachrichten nur mit Angabe der Quelle erwünscht.